Hattingen den 12. März 1912. 19. Jahrgang. — Nummer 12.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag eines jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Jänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Dem Andenken Kaiser Wilhelms 1.

Zum 22. März.

Einhundertundfünfzehn Jahre sind seit dem für das preußische wie für das gesamte deutsche Volk ewig denkwürdigen Tage verflossen, wo der edle Hohenzollernsproß das Licht der Welt erblickte, dem es nach dem allmächtigen Ratschluß beschieden war, unser schönes Vaterland aus seiner Ohnmacht und Zerrissenheit emporzuheben zu einem geeinigten, mächtigen Reiche: Kaiser Wilhelm 1., der Siegreiche, der Große. Der 22. März, ehedem ein Tag des Jubels und der Freude überall soweit die deutsche Zunge klingt, besonders aber im Heere, welches an diesem Tage begeistert und innig seinem ehrwürdigen obersten Kriegsherrn das Gelöbnis unwandelbarer Treue und Ergebenheit erneuerte, ist heute für uns ein Markstein, der zu wehmütigem und doch stolzem Gedenken anregt. Fast wie ein Traum dünkt dem nachgeborenen Geschlecht jene große weltgeschichtliche Zeit, welcher der Verewigte das Gepräge gegeben hat. Und ihn selbst, den allzeit bewährten Helden, der mit starker Hand und klarem Blick das Staatsschiff durch alle Klippen hindurch steuerte, sein Heer von Sieg zu Sieg führte, umgibt jetzt fast ein märchenhafter Zauber, wie er einst die Sagengestalt des auf dem Kyffhäuser schlafenden Kaisers Rotbart umschlang.

Unvergeßlich sind die wohlwollenden Gesichtszüge unseres Heldenkaisers allen, die ihn gekannt, die ihn nur einmal gesehen haben, wie und wo es auch war. Sei es am „historischen Eckfenster" seines einfachen Hauses Unter den Linden, sei es bei einer Festlichkeit, wo seine schlanke Gestalt trotz ihrer Schlichtheit stets den Eindruck wahrhafter Hoheit um sich verbreitete, oder auf dem Schlachtfelde, wenn der Feldherr, vorsichtig abwägend, aber stets kühn und kraftvoll, seine kampfesmutigen Truppen zum entscheidenden Stoße gegen die feindliche Linie ansetzte. Immer dieselbe Ruhe und Ueberlegenheit, dieselbe Milde und Gerechtigkeit gegenüber den Menschen und dieselbe Demut vor Gott in den Tagen des Glücks wie in den Zeiten der Prüfung. Immer nur das eine Ziel vor Augen: treueste Pflichterfüllung.

Die schönen menschlichen Tugenden, die den gewaltigen Herrscher und tapfern Soldaten zieren, sind es, die uns seine Gestalt so nahe gerückt und ein in der Geschichte nur vereinzelt vorkommendes trautes Verhältnis zwischen Fürst und Volk geschaffen haben. Die majestätische Würde, mit welcher der sieggekrönte Kaiser Zepter und Purpur trug, schloß nicht im mindesten Unnahbarkeit oder Ueberhebung in sich. Im Gegenteil. Von ihr strömte ein Hoch von Herzensgüte und Edelsinn, von Schlichtheit und Geradheit aus, der jedem innige Verehrung und auch dem Gegner Achtung abnötigte. Mit aufrichtiger Frömmigkeit verband er ein festes Gottvertrauen, welches ihn in allen Lagen seines wechselvollen Lebens aufrecht erhielt und ihm die Kraft verlieh, aller Schwierigkeiten Herr zu werden. Im Dienste peinlich gewissenhaft und streng, am strengsten gegen sich selbst, furchtlos das nach sorgfältiger Erwägung als richtig Erkannte festhaltend, geraden Weges seine Ziele erstrebend, so schritt er durchs Leben, „niemals zagend, niemals prahlend, stets im Inneren Gleichgewicht." Sein ganzes Dasein war Arbeit, ruhelose Tätigkeit für sein Volk bis zum letzten Atemzuge in nie wankender Pflichttreue. Dieses Gefühl ernster Pflichterfüllung auch seinem Volke anerzogen zu haben, ist eins seiner größten Verdienste. So lebt der alte verewigte Kaiser in seinem Bilde und in seinen Werken noch heute fort unter uns.

Neben den glanzvollen Erfolgen, durch welche Deutschland zu einer Weltmacht ersten Ranges erhoben wurde, sind ihm harte Prüfungen nicht erspart geblieben. Schon seine früheste Jugend brachte ihm eine schwere Leidenszeit. Die Erinnerung an die Tage der Kindheit mußte ihm stets die tränenden Augen seiner Mutter, der unvergeßlichen Königin Luise, ins Gedächtnis zurückrufen. Verkannt wurde er von einem großen Teile des Volkes im unruhigen Jahre 1848, sodaß er eine Zeitlang den heimatlichen Boden verließ. Hartnäckigster Widerstand trat ihm entgegen, als er zur dringend gebotenen Hebung des preußischen Ansehens die Heeresvermehrung durchführte, ohne welche die deutschen Siege unmöglich gewesen wären. Und noch in vorgerücktem Alter, als seine Siege Deutschland geeinigt und zu hoher Blüte emporgehoben hatten, mußte er die bittere Erfahrung machen, daß sich in seinem Volke ruchlose Mörderhände fanden, die ihm nach dem Leben trachteten.

Aber alle diese Erfahrungen waren nur dazu geeignet, den Glanz seines Wirkens und seiner Erfolge zu erhöhen. Mit Leib und Seele Soldat, erkannte er klaren Blickes, was uns nottat: ein starkes Heer. Zunächst Preußens Ansehen, dann aber ganz Deutschlands Wohlfahrt hing davon ab. Nur eine den voraussichtlichen Gegnern gewachsene Wehrmacht war dazu geeignet, die seit den Kriegen gegen Napoleon immer lebhafter hervortretende Sehnsucht der Deutschen nach einer Einigung zu verwirklichen. Mit der von ihm geschaffenen starken Armee gelang es dem großen Kaiser Wilhelm, diesen Wunsch der Deutschen tatsächlich zur Erfüllung zu bringen. Unter seiner ruhmreichen Führung zogen die Deutschen von Nord und Süd, von Ost und West geeint gegen den Erbfeind und errangen in treuer Waffenbrüderschaft mit ihrem Blut die Gründung des neuen Deutschen Reichs unter dem Zepter der Hohenzollern.

An uns ist es, dieses Vermächtnis des ersten deutschen Kaisers mit allen unseren Kräften zu wahren und zu erhalten, sodaß es unerschütterlich dem Sturme der Jahrhunderte widersteht. Treue Hingabe zu Kaiser und Reich muß allzeit unsere Parole sein. Dann handeln wir im Sinne Kaiser Wilhelms 1. und erfüllen damit die Ehrenpflicht, die uns obliegt gegenüber dem Schöpfer des Reiches und seinem erlauchten Hause.

Wie siehts aus in der Welt?

Der Kaiser nahm gestern abend an einem Diner bei dem französischen Botschafter Jules Cambon teil. Außer den Damen und Herren der Botschaft waren u. a. zu dem Diner geladen der Reichskanzler, Staatssekretär v. Kiderlen-Waechter, Fürst Radolin, Herzog von Trachenberg, Fürst Henkell-Donnersmarck, Fürst Löwenstein, Graf Harrach.

Wermuths Abschied.

Der bisherige Reichsschatzsekretär Wermuth verabschiedete sich am Montag von den Beamten seines Ressorts. Die kleine Feier vollzog sich, dem Wunsche Wermuths entsprechend, in den schlichtesten Formen. Herr Wermuth dankte in einfachen Worten seinen Mitarbeitern für ihre Hingebung an das Amt und die Anhänglichkeit an seine Person. Der neue Staatssekretär, Exzellenz Kühn, pries seinen Vorgänger und bat die Beamten, auch ihn, der bereits soviele Jahre seines Lebens im Reichsschatzamte verbracht habe, in gleicher Weise in seiner Tätigkeit unterstützen zu wollen. — Herr Wermuth, der seine Amtswohnung bereits verlassen hat, bleibt dauernd in Berlin.

Die Erbanfallsteuer

hat schon zahlreiche Opfer gefordert, sie zertrümmerte den konservativ-liberalen Block des Fürsten Bülow, sie trieb diesen aus dem Amte und brachte soeben den Schatzsekretär Wermuth zu Fall. Wird sie noch weiteres Unheil anrichten? Fast will es so scheinen. Anstatt sie zu begraben und unschädlich zu machen, wollen sie die Parteien der Linken wieder hervorholen und sie in einem Initiativantrag, den sie im Reichstag durchbringen zu können hoffen, dem Reichskanzler zur Deckung der Wehrvorlagen zur Verfügung stellen. Herr v. Bethmann Hollweg käme dadurch in die unangenehme Lage, entsprechend den Beschlüssen der jüngsten Berliner Ministerkonferenz eine Steuer zurückweisen zu müssen, wegen deren Ablehnung durch den Reichstag sein Vorgänger aus dem Amte schied. Der Schluß, dem jetzigen Kanzler würde angesichts einer solchen Komplikation als einziger Ausweg nur der Rücktritt übrig bleiben, ist jedoch verfehlt, da hinter der durch die gegenwärtigen politischen Verhältnisse gebotenen Stellungnahme des Herrn v. Bethmann Hollweg die Gesamtheit des Bundesrats steht. Ausgeschlossen ist es nicht, daß der Plan der Verbündeten Regierungen, zur Deckung der Wehrvorlagen, die sogenannte Branntwein-Liebesgabe aufzuheben, noch zu Ueberraschungen führt

Ein neuer Deutschenmord in Mexiko.

Die Schandtat des mexikanischen Insurgentenführers Zopata, der eine arme deutsche Frau gefangen genommen, beraubt und in Stücke gehauen hat, erinnert an die furchtbare Niedermetzelung der vier Deutschen in Cavodongo bei Puebla durch Aufrührer oder richtiger Banditen, die auf die dringenden Vorstellungen des deutschen Gesandten schließlich verhaftet wurden, die die Regierung aber aus dem sogenannten Gefängnis soeben entweichen ließ. Nach diesem neuesten Verbrechen wird von der mexikanischen Regierung, die für alle diese Schandtaten die Verantwortung trägt, deutscherseits hoffentlich aufs entschiedenste Genugtuung gefordert werden.

Sonnensehnsucht.

Roman von Freifrau Gabriele von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

Frau von Schorn war tief bekümmert, besonders darüber, daß Bruno den Gefahren in Afrika entgegenging, wo der Krieg mit den Hereros drohte, aber als treue Frau zeigte sie dem geliebten Gatten nicht, wie traurig sie war.

Vor seiner Abreise kam Bruno nach Schornstätten, um Abschied zu nehmen; er war tief bewegt.

„Geh mit Gott, mein Junge," sagte der Vater mit zitternder Stimme, „tue deine Pflicht als Edelmann und deutscher Offizier."

So waren tiefe Schatten auf die einst glücklichen Menschen gefallen. Elfriede stand oft vor dem Bild und dachte daran. —

Bruno hatte noch in Berlin zu tun. Er mußte seine neue Uniform bestellen, von den Kameraden Abschied nehmen und seine Ausrüstung besorgen. Es fiel ihm furchtbar schwer, sein geliebtes Regiment und Berlin zu verlassen, aber er fühlte selbst, daß die Versuchungen zum Leichtsinn hier zu groß waren, daß er fort mußte, sei es auch in Entbehrungen, Gefahren und Tod.

Am Tage vor seiner Abreise saß er, schon für die Schutztruppe eingekleidet, auf einer einsamen Bank im Tiergarten. Es war Herbst geworden. Leise fielen die gelben Blätter zur Erde; eine herbe Kühle zog durch die Luft. Näher kommende Schritte erregten seine Aufmerksamkeit.

Bruno blickte auf. Eine dunkel gekleidete Mädchengestalt tauchte aus einem Seitengange auf. Es war Emmy Ludolff, die eine Privatstunde im Englischen gegeben hatte und nun die Bahn benutzen wollte, um heimzukehren.

„Fräulein Lodolff."

Bruno stand vor ihr.

Sie erkannte ihn anfänglich nicht, dann hielt sie ihm die Hand hin.

„Ich freue mich, Sie noch einmal zu sehen," sagte der Leutnant.

„Was bedeutet diese Uniform?" fragte sie, „gehen — gehen — Sie nach Afrika zur Schutztruppe, Herr Baron?"

„Ja, morgen reise ich ab."

„Aber warum? Gefällt es Ihnen nicht mehr in Berlin?"

„Leider allzu gut. Ich bin ein leichtsinniger Kerl geworden, mein Alter schickt mich in die Korrektionsanstalt."

Es sollte scherzhaft klingen, aber der Schmerz des Abschiedes zitterte hindurch. Emmy ging schweigend neben ihm her, ihr war das Herz schwer geworden. So, wie er sich eben gab, gefiel er ihr besser, als in der Rolle des Schwerenöters.

„Wann kommen Sie zurück?" fragte sie, „gehen Sie auf lange fort?"

„Vielleicht habe ich Glück und werde von einer Hererokugel getroffen."

„Schämen Sie sich, so dürfen Sie nicht sprechen!" rief sie. „Sie haben liebe Eltern, Geschwister, Freunde!"

„Darf ich Sie dazu zählen?" fragte er, sich zu ihr niederbeugend?

„Ja, Heer Baron," kam es leise zurück.

„Denken Sie nicht schlecht von mir," bat er bewegt, „ich schäme mich vor Ihnen. Sie kämpfen mutig mit dem Leben, Sie stehen ihm gefestigt gegenüber und sind doch nur ein schwaches Weib. Ich dagegen —"

Er stöhnte und verbarg das Gesicht in den Händen.

Sie kämpfte mit ihren Tränen, er tat ihr so leid in seiner Reue.

„Sie ahnen nicht, wie schlecht ich mit dem Pfunde gewirtschaftet habe, das mir anvertraut wurde. Wie können Sie wissen, welchen Versuchungen ein Mensch in meiner Stellung ausgesetzt ist! Sie sind zu rein, um begreifen zu können, welcher Art die Freuden sind, denen wir nachjagen, wie viele dabei untergehen."

„Sie werden es nicht, Herr Baron, ich glaube an Sie."

Gegen ihren Willen, wie ein zwingendes Muß, entglitten diese Worte ihren Lippen.

„Sie glauben an mich!" wiederholt er bewegt. „Lassen Sie mich dieses Wort als Talisman mitnehmen, erhalten Sie mir Ihre gute Meinung."

„Liegt Ihnen etwas daran? Ich kleine, graue Motte — ich die Schattenblume —"

„Sie sollen mein guter Kamerad werden! Wollen Sie es?"

Er blieb stehen und ergriff ihre Hand; er fühlte ihr Beben.

„Ja, das will ich."

„Schreiben Sie mir hin und wieder, auch ich werde es tun. Geben Sie mir ein sichtbares Zeichen unseres Freundschaftsbundes, etwas, das mich in das fremde Land begleitet.

„Hier!"

Sie nestelte ein kleines Goldkreuz an einem silbernen Kettchen vom Halse und legte es ihm in die Hand.

„Es ist das Zeichen unseres Glaubens, es heißt: in diesem Zeichen wirst du siegen. Nicht allein gegen die Feinde von außen her, auch gegen die schlimmeren in der eigenen Brust!"

Er beugte den Kopf über ihre Hand und küßte sie.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Ludolff."

Sie sprachen nichts mehr. Die Straßenbahn klingelte, und Emmy stieg ein. Noch ein letzter Händedruck, ein letztes Grüßen hin und her.

Die unschuldigen Mädchenaugen waren voll Tränen, als sie den jungen Offizier ansahen.

Der schwarze Streik in England

wird weitergeführt. Die Zusammenkunft der Arbeiter- und Unternehmervertreter ist resultatlos verlaufen. Die Regierung will jetzt einen Gesetzentwurf über den Mindestlohn vorlegen. Was daraus wird, muß die Zeit lehren.

Unter der Arbeiterschaft macht sich eine große Unlust gegen die Weiterführung des Streiks bemerkbar, was nicht zuletzt auf die Knappheit der Geldmittel zurückzuführen ist. Durch den Kohlenmangel sind auch die Industriearbeiter in Mitleidenschaft gezogen, die nun brotlos auf der Straße liegen. Das ist hart. In einzelnen Bezirken fahren die Bergarbeiter wieder an, hierdurch kommt es zu ernsten Zusammenstößen, die nicht immer unblutig verlaufen, die vielmehr den Charakter ernstlicher Revolten annehmen. In den Städten Bellshill und Blantyre im Bergwerksbezirk der schottischen Grafschaft Lankashire kam es wegen der Wiederaufnahme der Arbeit durch zweihundert Bergleute zu ernsten Ruhestörungen. Die Menge bewarf die Polizei, die die Arbeitswilligen nach ihrer Arbeitsstätte begleitete, mit Steinen und zertrümmerte die Fenster verschiedener Häuser. Eine Anzahl Bergarbeiter wurde verhaftet, darunter mehrere Polen, die einen großen Teil der Bergleute dieses Bezirks ausmachen. Aehnliche Vorgänge spielten sich auch in anderen Bezirken ab und für die nächste Woche werden ernste Ruhestörungen befürchtet, da viele nichtorganisierte Bergleute dem Verhungern nahe sind, und die Absicht geäußert haben, zur Arbeit zurückzukehren. In den angrenzenden Bezirken Coatbridge und Motherwell feiern etwa 20 000 Arbeiter der dortigen Stahl- und Eisenwerke und leiden bittere Not. In Glasgow wurden Sonnabend Tausende von Arbeitern entlassen, weitere Tausende erhielten die Mitteilung, sie würden in wenigen Tagen entlassen werden. Das sind betrübende Aussichten. Englands Volkswirtschaft hat furchtbare Nackenschläge erhalten, die in 10 Jahren kaum zu verschmerzen sind. Es ist zu hoffen, daß unsere Vettern jetzt Ruhe halten, denn sie haben wahrlich mit sich selbst genug zu tun.

Der Mordanschlag auf den König von Italien

hat in der ganzen zivilisierten Welt lebhaftes Aufsehen erregt. Als sich der König und die Königin am 14. März zum Patheon begaben, um einer Seelenmesse für den am 14. März 1844 geborenen Vater des Königs beizuwohnen, wurden zwei Schüsse aus einem Revolver auf die Majestäten abgegeben. Die Kugeln trafen den Maior Lang, den Kommandeur der begleitenden Kürassiereskorte. Der Attentäter Dalba wurde sofort verhaftet: er gab zu, Anarchist zu sein. Die italienischen Deputierten veranstalteten eine große Kundgebung, an der sich auch sozialistische Führer beteiligten; in geschlossenem Zuge gingen sie zum Quirinal, um dem Könige zu huldigen. Die Majestäten nahmen die Glückwünsche bewegten Herzens entgegen. Auch das Volk bereitete dem Königspaar spontane Ovationen. Von allen Fürstlichkeiten trafen Glückwunschtelegramme ein. Der deutsche Reichstag war ebenfalls unter den Gratulanten. Die italienischen Anarchisten erklären, keinen Anteil an dem Attentat zu haben. So geben sich die Hetzer überall; erst wird das Volk aufgepeitscht, kommt es aber zum Exzeß, dann waschen die Führer ihre Hände in Unschuld.

Italien und Türkei.

Nach Meldungen, die in Konstantinopel eingegangen sind, soll die italienische Flotte vor Smyrna eingetroffen sein; man befürchtet ein Bombardement. Die türkischen Behörden erhoten sich, die Archive der Vizekonsulate ins Innere zu befördern. Die dortige Bevölkerung wurde aufgefordert, sich bereitzuhalten, um sich auf ersten Alarm hin von der Küste zurückzuziehen.

Der Krieg um Tripolis hat nach dem italienischen Siege in der vorigen Woche bei Benghasi auf dem nordafrikanischen Gebiete geruht. Dagegen bereitet die italienische Kriegsmarine, von der 30 Schiffe zwischen Mytilene und den Dardanellen beobachtet wurden, offenbar den wiederholt angekündigten Vorstoß in das Herz der Türkei vor. — Der österreichische Passagierdampfer Skodra wurde nach einer Meldung seines Kapitäns von der türkischen Festung Lastina in Nordalbanien beschossen, zwei Matrosen wurden verwundet. Die Türken hatten das Schiff aufgefordert, anzuhalten, jedoch geschossen, bevor das Schiff zum Stillstand gebracht werden konnte.

Nach römischen Meldungen aus Benghasi befindet sich im türkisch-arabischen Lager kein italienischer Kriegsgefangener; jedes gegenteilige Gerücht ist falsch. — Dieser Tage schleuderten italienische Flieger einige Bomben, welche ungefähr zehn Feinde töteten. — Die türkische Regierung lehnte nach einem soeben erfolgten Beschluß des Ministerrats die Friedensbedingungen ab, die die Abtretung Tripolitaniens an Italien enthalten.

Die Bergleute der guten alten Zeit.

Einen interessanten Einblick in das Bergmannsleben der guten alten Zeit gewährt ein Reglement, das im Jahre 1781 für die Bergleute in dem Herzogtum Kleve, Fürstentum Mörs und der Grafschaft Mark erlassen worden ist. Erste Bergmannspflicht war damals die Treue zum König, denn nach dem Paragraph 1 des Reglements hatte jeder Bergmann bei der Knappschaftsfahne einen Eid zu schwören, daß er dem Könige von Preußen „in allen Fällen getreu, hold und gewärtig zu seyn, auch demjenigen, was das ihm vorgesetzte Bergamt befiehlet, gehorsamen" wolle. Daneben wurde im folgenden Paragraphen den Bergleuten ein guter, ehrbarer christlicher Lebenswandel zur Pflicht gemacht. Die Belegschaft hatte sich „zur gesetzten Zeit" auf der Zeche einzufinden, „widrigenfalls derjenige, welcher zur gehörigen Zeit sich nicht einfindet, das 1te mal um eine halbe Schicht, das 2te mal um ein ganz Schichtlohn gestrafet, das 3te mal aber, und wenn ers aus Vorsatz gethan, ohne Abkehr-Zettel abgelegt, und demselben auf sämtlichen Königlichen Bergwerken, keinerley Arbeit wiedergegeben werden soll."

Zu 3 und 4 wird treue, fleißige Arbeit, Gehorsam gegen die Vorgesetzten verlangt und des weiteren bestimmt, daß ohne Vorwissen des Steigers oder Schichtmeisters kein Bergmann die Schicht mit einem Kameraden verwechseln durfte.

Der Streik galt auch in der guten alten Zeit schon als Kontraktbruch, wie der fünfte Abschnitt des Reglements lehrt; danach sollen die Bergleute: „ihre Arbeit und Gedinge ordnungsmäßig aushalten, geschähe es aber, daß sie die Arbeit oder Gedinge auflassen müssen, sollen sie begründete Ursachen dazu angeben, die Arbeit 14 Tage vorhero auffagen, wonach ihnen ihr Lohn und Abkehr-Zettel vom Geschworenen attestiret gegeben werden soll." Die ergänzenden Strafbestimmungen besagen in den Paragraphen 6 und 7: „welcher aber seine Arbeit und Gedinge ohne gehörige Loskündigung verläßt, soll nicht nur keinen Abkehr-Zettel erhalten, sonders auch sein zurückstehendes Lohn der Knappschaftskasse anheimfallen; wie denn gleichmäßig derjenige, welcher seine Schicht und Gedinge ohne Vorwissen des Steigers oder Schichtmeisters nicht gehörig verfährt, jedesmahl mit 5 Stüber bestraft werden soll." Auch für schlechte Arbeit und unreine Förderung waren Strafen eingesetzt. In Paragraph 8 heißt es darüber: „Die Kohlenhauer sollen a) die Kohlen soviel möglich in Stücke und nicht in klahre oder Gruß-Kohlen hauen; b) die gesetzte Zahl Kohlen richtig fördern, und nicht eher, bis das Ort wieder genugsam verschränt worden, damit gleich des andern Tages bey Anfang der Arbeit Kohlen gefördert werden können, aus der Grube fahren, und da sich c) zutragen möchte, daß wegen allerhand Zufälle, die gesetzte Schicht-Zahl Kohlen nicht gefördert werden könnten, jeden noch ihre Schichten zu 8 Stunden gehörig fort arbeiten und aushalten. Wer aber hiergegen handelt, und befunden wird, daß es aus Vorsatz geschehen, soll das 1te mal um 1 Schichtlohn, das 2te mal um 2 Schichtlöhne bestraft, das 3te Mal ohne Abkehr-Zettel abgelegt werden."

Daß es auch in der guten alten Zeit nicht immer ohne Neben-Ueberschichten abgegangen ist, scheint Paragraph 9 des Reglements zu beweisen: „Auch sollen bey gleichmäßiger Strafe alle Arbeiter auf Geheiß derer Geschworenen, Steigers oder Schichtmeisters, sich zu Neben- oder Feyer-Schichten bey nothwendig vorfallender außerordentlicher Berg-Arbeit, sie habe Namen wie sie wolle, willig bezeigen und sich auch auf andere Zechen ohne Widerspruch verlegen lassen."

In den letzten vier Absätzen des Reglements werden Verhaltungsmaßregeln für das außerdienstliche Verhalten der Arbeiter gegeben und die Rechte und Pflichten bei der Knappschaftskasse festgesetzt. Die Bergleute hatten auf dieses Reglement, wie gesagt, einen Eid zu schwören, für den folgende Formel vorgeschrieben war: „Ich gelobe und schwöre einen leiblichen Eyd zu Gott dem Allmächtigen, daß ich vorstehendes Reglement, welches mir deutlich vorgelesen, und ich wohl verstanden habe, in allen Punkten getreulich halten wolle. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort, durch Jesum Christum". Erst nach Ablegung des Eides konnte der Knappe in das Knappschaftsregister eingetragen und zur Grubenarbeit zugelassen werden.

Im Zusammenhang hiermit mögen einige Strafbestimmungen wiedergegeben sein, die in einer im Jahre 1824 vom Königlich Preußischen Westphälischen Ober-Bergamt in Dortmund herausgebrachten Anweisung enthalten waren: Wir finden da aufgezählt: „Wegen späten Anfahrens oder zu frühen Schichtmachens für ½ Stunde 1 Silbergroschen, für 1 Stunde 2 Sgr., uff.. das nächstemal doppelt. Wegen Nichterscheinens zum Morgengebet 1 Sgr., Willkürliches Ausbleiben von der Arbeit 1 Schichtlohn. Ungehorsam und Widersetzlichkeit gegen vorgesetzte Beamte, wenn keine Injurien damit verbunden sind, 1—3 Schichtlöhne. Vernachlässigte Verwahrung des Gezähes, wenn dadurch kein Schaden verursacht worden ist, 1 Schichtlohn. Wegen Vermengung der zu separierenden Kohlen-Sorten ½ bis 1 Schichtlohn. Wegen unterlassener Vollfüllung der Fördergefäße ½—1 Schichtlohn. Wegen unterlassener gehöriger Füllung der Rolllöcher mit Kohlen 1—2 Schichtlöhne. Wegen unreiner Gewinnung oder Förderung, wo dies zu vermeiden, ½—2 Schichtlöhne. (Geschieht sie in betrügerischer Absicht, dann wird dem Bergrat Anzeige davon gemacht.) Wegen unrichtiger Angabe der geförderten Kohlen ½—1 Schichtlohn. Wegen unterlassener Besorgung des benötigten Zimmerholzes für die Arbeit und wegen unterlassener Anbringung der gehörigen Zimmerung ½—3 Schichtlöhne. Wegen Schlafens bei der Liederung 1—3 Schichtlöhne. Wegen Einkesselns, wenn es nicht durch die Beamten veranlaßt worden, 3 Schichtlöhne. Wegen Verunreinigung der Strecken und sonstiger Theile des Grubengebäudes ½—1 Schichtlohn. Wegen Teilnahme am Brandtweintrinken 1 Schichtlohn. Wegen veranlaßten Brandtweintrinkens und eigener Trunkenheit 2 Schichtlöhne."

Als Kuriosum mag noch erwähnt sein, daß auch eine Strafe wegen Einfahrens mit Holzschuhen vorgesehen war. Die Ruhrbergleute der guten alten Zeit müssen wohl für diese Art Fußbekleidung eine besondere Vorliebe gehabt haben; man hätte sonst auf das Erscheinen in „Klumpen", wie der Volksausdruck lautet, wohl nicht die drakonische Strafe von einem ganzen Schichtlohn zu legen brauchen. Sonderbar genug wird ein solcher Knappe in Klumpen freilich ausgesehen haben, da er nach den Bestimmungen des Reglements in der Bergmanns-Uniform zu erscheinen hatte, die heute nur noch bei festlichen Gelegenheiten getragen wird.

Die Backpfeifen am Gerichtstisch.

Der alte Amtsgerichtsrat K. in den schlesischen Grenzstädtchen F. konnte die vielen in seinem Bezirk vorkommenden Prozesse wegen Beleidigung und Körperverletzung nicht mehr allein bewältigen, weshalb er um einen Gehilfen bat, der ihm in einem jungen schneidigen Assessor aus der Großstadt überwiesen wurde. Der Herr Assessor, der die Bauern noch nicht kannte, am allerwenigsten die schlesischen Gebirgsbauern, glaubte durch „Schneid" und forsches Auftreten sich den erforderlichen Respekt zu verschaffen. Als nun der alte Holzhändler Liebig in einer Beleidigungssache vernommen werden sollte, herrschte er diesen an: „Faßt euch kurz und erzählt den Hergang der Sache." Liebig schüttelte ernsthaft den Kopf: „Erzähla? . . . Erzähla tu ich nischte; froa'n (fragen) Sie mich." Erregt springt der Assessor auf und brüllt den Bauern an: „Mensch, was erlaubt Ihr euch? Wollt Ihr mir wohl erzählen . . . .!" — Doch Liebig bleibt halsstarrig dabei: „Erzähla tu ich nischte; froa'n Sie mich." Da reißt dem Assessor die Geduld, und er haut jähzornig dem widerspenstigen Liebig eine schallende Ohrfeige herunter. Der alte Liebig verzieht keine Miene. Er reibt sich nur ein wenig die Backe und tut, als ob die ihm widerfahrene Behandlung ganz in Ordnung wäre. Ganz ruhig, als ob nichts geschehen sei, tritt er an den Assessor heran, der sich bereits wieder gesetzt hat. „Da, mein Jüngla, host de au eene va mir", und ehe sich's der Assessor versieht, hat ihm Liebig mit seiner arbeitsharten Hand eines Holzhackers eine fürchterliche Backpfeife heruntergeplastert, daß der junge Gerichtsmensch von der Gewalt des Schlages vom Stuhle fällt. Von dem Geräusch erweckt, eilt der im Nebenzimmer arbeitende Gerichtsrat herbei und sieht die Bescherung. „Aber Liebig", ruft er dem ihm wohlbekannten Holzhändler entgegen, „was ist denn hier los?" „'s is weiter nischte los, Herr Gerichtsrat", erwidert Liebig gemütlich und ruhig. „Mir sein odgrade beim Backpfeifa austeelen. Jitze is der Herr Akzessor wieder dron."

Eigenartige Familienverhältnisse

entrollte eine Verhandlung vor dem Schwurgericht in M.-Gladbach. Die Ehefrau des Schutzdeckenmachers Joseph Giesen war angeklagt, ihren Liebhaber durch Schwefelsäure dauernd entstellt zu haben. Die Angeklagte ist 37 Jahre alt, seit 16 Jahren verheiratet und Mutter von 11 Kindern, von denen fünf leben. Vor drei Jahren lernte sie den italienischen Erdarbeiter Santola kennen und trat bald in näheren Verkehr mit ihm. Als ihr Mann davon erfuhr und sie schlug, verließ sie ihn und zog auf 7 Monate zu ihrer Mutter. Später söhnte sie sich mit ihrem Manne aus und kehrte zu ihm zurück, setzte aber immer wieder den Verkehr mit dem Italiener fort. Wenn er die Stadt verließ, reiste sie ihm nach und holte ihn zurück. Weil Santola auch noch mit anderen Frauen verkehrte, wurde sie eifersüchtig und drohte, ihn zu entstellen. Am 21. Januar wurde sie mit Santola in der ehelichen Wohnung von ihrem Manne überrascht. Es entstand ein Streit, die Männer packten einander, und während beide rangen, goß sie etwas Schwefelsäure aus einer Flasche in eine Tasse, und in dem Augenblicke als Santola fliehen wollte, goß sie ihm die Säure ins Gesicht, besonders in den Augen, er ist noch heute im Krankenhause in Behandlung. — Der Ehemann der Angeklagten sagt aus, er habe 13 Jahre lang mit der Frau im besten Einvernehmen gelebt, erst der Italiener habe sein Eheglück zerstört. Der jetzt 31 Jahre alte Santola erklärt, er habe, weil er in M.-G. keine Arbeit fand, fortgewollt, sei aber immer von der Angeklagten festgehalten worden, die ihm gesagt habe, er brauche nicht zu arbeiten, sie sorge schon für ihn. Nach längerer Beratung bejahten die Geschworenen die Frage nach Mißhandlung mittels hinterlistigen Ueberfalls und die Frage: ob eine Entstellung stattgefunden habe; sie verneinten die Frage, ob die Entstellung beabsichtigt gewesen sei, und versagten mildernde Umstände. Darauf erkannte das Gericht auf eine Gefängnisstrafe von 1 Jahr 9 Monaten.

Hauptmann von Lörsbach wurde im Spätherbste versetzt, und zwar nach G., wo Wests lebten.

Das Städtchen lag in Ostpreußen und war von schönen Wäldern umgeben; die liebliche Landschaft bot Abwechselung.

Irmgard war während des Umzuges mit den Kindern zu den Eltern nach Schornstätten gegangen. Sie trug ein verbissenes, mürrisches Wesen zur Schau. Ihre Klagen verstummten, denn weder die Schwester, noch Vater und Mutter bedauerten sie, sie fanden im Gegenteil, daß der Entschluß Lörsbachs gerechtfertigt war. Frau Marie stimmte auch in diesem Falle mit ihrem Gatten überein. Sie suchte die Uebersiedelung im besten Lichte darzustellen, aber Irmgard war untröstlich. —

Lörsbach hätte die ganze Last des Umzuges. Er mußte sich von den lieb gewordenen Kameraden, von seinem Regiment verabschieden. Es fiel ihm furchtbar schwer, aber er sagte sich:

„Es muß sein! Vielleicht gelingt es mir, Irmgards Liebe zurückzugewinnen. Im engeren Zusammenleben mit ihr, ohne die vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen und Zerstreuungen Berlins wird sie ihr Haus wieder lieb gewinnen." — —

Wahrhaf geschwisterlich nahmen Wests sich der Freunde an.

Es traf sich, daß ein nettes Häuschen neben ihrer Wohnung frei war, die Gärten grenzten aneinander. Hübsche, freundliche Räume und eine große, schattige Veranda erregten des Hauptmanns Bewunderung. Wie gesund für die Kinder, die in Berlin meist in der Kinderstube bleiben mußten, wenn die Mutter ihre Migräne hatte oder Gäste empfing, wenn sie bis in den Tag hinein schlief und kein Lärm gemacht werden durfte, die Fröhlichkeit der Kinder sich nicht austoben durfte.

Bei Wests war ein fünftes Kind angekommen. Es war eben sechs Wochen alt, und Frau Margarete war glücklich über ihren dritten Jungen, ein wahres Prachtkerlchen, wie alle sagten, die das kräftige, hübsche Kind sahen.

Sie hatte für alle ihre Lieben Zeit; alles ging in dem bescheidenen Haushalte wie am Schnürchen. Immer freundlich und heiter, unermüdlich in der Sorge um ihre Lieben, erschien sie Lörsbach wie das Ideal der deutschen Frau und Mutter. Unwillkürlich drängte sich ihm der Vergleich mit Irmgard auf, und er seufzte leise, Würde sie je Frau West auch nur etwas gleichen, schon damit wäre er zufrieden gewesen.

Die verwöhnter Berliner Dienstboten hatten sich geweigert, nach G. zu ziehen; Frau West hatte am Ort eine Köchin, Stubenmagd und eine Wärterin gesucht, dazu kam der Bursche des Hauptmanns.

„Vier Dienstboten für vier Personen," dachte die kleine Frau, „und ich komme mit einem einzigen Mädchen aus! Ich wüßte nicht, was ich mit so vielen Leuten anfangen sollte!"

Ihr Tagewerk fing allerdings um sieben oder noch früher an.

Sie saß sauber und nett gekleidet ihrem Mann am Kaffeetische gegenüber. Er behauptete, daß niemand den braunen Trank so trefflich zu bereiten verstände, wie sein Gretchen. — Die beiden Buben, Kurt und Heinz, mußten um acht zur Schule. Die Ranzen wurden gepackt und das Frühstück dazu gelegt. Die Mutter küßte ihre Jungen und sah ihnen stolz nach, wie sie, so fröhlich ihr zunickend, davon trollten. Dann wurden die beiden kleinen Mädchen, Fränzchen und Emmy gebadet und angekleidet, das Baby kam auch an die Reihe und wurde von der Mutter gestillt. Oft kochte Frau West das einfache, meist nur aus einer Speise bestehende kräftige und reichliche Mittagessen selbst, wenn die große Wäsche war oder die Magd andere häusliche Arbeiten hatte, oder sie half beim Legen und Bügeln der Wäsche und bei der Drehrolle.

Um eins kamen West und seine Buben aus der Schule. Das schlichte dunkle Haar sorgsam geordnet, im einfachen Hauskleid und sauberer Schürze empfing Frau West freundlich die Heimkehrenden. Die vier größeren Kinder aßen mit den Eltern, das Baby schlief in seinem Wagen. Es waren heitere Mahlzeiten. „Wests lachen gern" — so hieß es bei ihren Bekannten mit Recht.

Nach Tisch ruhte der Oberlehrer etwas; Margarete konnte konnte dies nicht immer tun, obgleich sie oft müde war. Es galt, die Schulaufgaben der Knaben zu beaufsichtigen, den Säugling zu versorgen, die beiden kleinen Mädchen zu beschäftigen.

„Sie lehret die Mädchen, sie wehret den Knaben,
Sie reget ohne Ende die fleißigen Hände
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und rastet nimmer."

Diese Verse Schillers paßten so recht auf Margarete West; ihr Mann sagte es ihr. Der große Mensch hob sein zierliches Weibchen oft auf, küßte sie und sagte ihr, wie glücklich er durch sie wäre.

„Ich tausche auch mit niemand, Heinz," entgegnete sie lachend.

Ja, das waren „glückliche Menschen!" Sie holten Licht und Sonne aus sich selbst heraus und fanden das Leben voll Mühe und Arbeit köstlich.

Um drei trank der Oberlehrer seinen Kaffee und ging wieder zur Schule, wo er bis fünf beschäftigt war. Frau West saß im Kreise ihrer Kinder, flickte Wäsche, strickte oder nähte auf der Nähmaschine, ihre kleinen Hände griffen überall tätig mit ein. Sie hatte den Wahlspruch Kaiser Wilhelms: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Schweres Automobilunglück. Bei einer scharfen Wegebiegung schlug bei Marseille ein mit 4 Personen besetztes Automobil um und stürzte einen 40 Meter tiefen Abhang hinab. Ein Mann war sofort tot, eine Frau wurde sterbend ins Hospital gebracht. Die beiden anderen Mitfahrer erlitten ebenfalls schwere Verletzungen.

Zusammengewachsene Zwillinge.

Ein eigenartiges Zwillingspaar hat kürzlich in Vilbel bei Frankfurt a. M. das Licht der Welt erblickt. Die beiden Kinder, Mädchen, sind mit den Köpfen aneinandergewachsen. Die beiden Köpfe bilden fast eine Fleischmasse und nur eine kleine Vertiefung zeigt an, wo der eine Körper anfängt und der andere aufhört. Die beiden Körper bilden fast eine gerade Linie, nur die Köpfe stehen etwas nach links bezw. nach rechts. Die Länge der beiden Zwillinge beträgt etwa 30 Zentimeter. Es ist ein eigenartiger Anblick, die beiden kleinen, unglücklichen Geschöpfe in einem großen Bette liegen zu sehen. Sie schauen recht munter um sich, können sich aber gegenseitig nicht sehen. Die beiden Kinder, die jetzt bereits sieben Wochen alt sind, werden mit der Flasche großgezogen und haben schon recht gut zugenommen. Es steht fest, daß jedes der Kinder ein eigenes Gehirn hat, denn es ist schon mehrfach beobachtet worden, daß das eine Kind schläft, während das andere ganz munter um sich schaut und sich bewegt. Die Eltern, eine ehrbare Handwerkerfamilie, sind in banger Sorge um die Kinder. Bei der Art, wie die Kinder zusammengewachsen sind, kann nie die Rede davon sein, daß eins von ihnen gehen lernen wird, denn es müßte sonst das andere Kind auf dem Kopfe mit herumtragen. Die Aerzte stehen vorläufig noch vor einem Rätsel, denn es kann noch nicht festgestellt werden, ob die Kinder zwei Schädeldecken oder nur eine gemeinschaftliche haben. In dem letzteren Falle kann natürlich nicht daran gedacht werden, die Kinder zu trennen, da eine Trennung den Tod der beiden Geschöpfe zur Folge haben müßte. Ein Weiterleben in diesem Zustande scheint ausgeschlossen, denn es könnte nur zwei völlig hilflose Geschöpfe geben. Nach dem Bekanntwerden der Geburt dieser Zwillinge fanden sich zahlreiche Leute, besonders Aerzte, in Vilbel ein, die das Phänomen besichtigten. Anfangs April findet eine Versammlung des Frankfurter Aerzte-Vereins statt, bei der die Zwillinge genau untersucht und mit Röntgenstrahlen durchleuchtet werden sollen. Man hofft dabei Feststellungen machen zu können, ob eine Trennung möglich ist oder nicht. Die Eltern sind durch die vielen Besuche außer Stande, noch ihren Geschäften nachzugehen und erheben bereits eine kleine Vergütung für die Besichtigung der Zwillinge. Von mehreren Unternehmern sind den Eltern bereits namhafte Angebote gemacht worden, um die Kinder für eine Ausstellung in Frankfurt a. M. zu gewinnen.

Grubenkatastrophe.

Ueber den Umfang der Explosion auf der Steinkohlenzeche „Italianka" am Asowschen Meere werden folgende Einzelheiten gemeldet: Die Zeche „Italianka" gehört der russischen Bergwerksgesellschaft „Donetzkii-Makeevka", die im Distrikt Tagamrog ausgedehnte Steinkohlenlager sowie Petroleumfelder besitzt, die mit großem Erfolg seit einigen Jahren ausgebeutet werden. Die „Italianka"-Mine gilt infolge des häufigen Vorkommens von schlagenden Wettern als die gefährlichste Grube des ganzen Gebiets. Die Explosion erfolgte aus unbekannter Ursache, wahrscheinlich infolge von Unachtsamkeit beim Schließen der Grubenlampen. Das Rettungskorps der Grube verrichtete wahre Heldentaten. Mit Aufopferung des eigenen Lebens drangen die wackeren Retter immer wieder in die giftgeschwängerten Stollen ein, und unter furchtbaren Mühen gelang es ihnen, bisher 53 Leichen, die zum großen Teil entsetzlich verstümmelt waren, zutage zu befördern. Dreiundzwanzig Schwerverletzte, die am ganzen Körper mit Brandwunden bedeckt waren, konnten noch lebend gerettet werden. Man fürchtet, daß noch weitere Opfer in dem Stollen eingeschlossen sind.

Die unterbrochene Reise nach Amerika.

Vor der Strafkammer in Paderborn gelangte ein Betrugsfall zur Verhandlung, der eines tragikomischen Beigeschmackes nicht entbehrt. Im Oktober vor. Jahres kam der 20 Jahre alte Schlosser Rellensmann, nachdem er kurz vorher eine Gefängnisstrafe verbüßt hatte, von Berlin nach Paderborn. Hier lernte er zwei Schüler kennen, denen gegenüber er sich als Schiffskellner ausgab. Er erzählte den beiden Jungen so viele schöne Dinge von seinen großen Reisen und den dabei erlebten Abenteuern, daß auch in ihnen die Lust zum Reisen erwachte. Namentlich seine Erlebnisse in den Urwäldern Amerikas wußte der Bursche in so glühenden Farben zu schildern, daß die Knaben am liebsten schon am gleichen Tage den heimatlichen Gefilden entflohen wären, um auch in der Ferne zu schweifen. Rellensmann versprach den beiden Schülern, sie mitzunehmen, doch müßten sie für das nötige Reisegeld sorgen. Der Pseudo-Globetrotter sprach mit solcher Ueberredungskunst auf die beiden Knaben ein, daß der eine Schüler aus der Geldkasette seines Vaters über 400 Mark stahl, während der andere seiner Großmutter ein Sparkassenbuch entwendete und darauf über 600 Mark abhob. Alle drei statteten sich nun reichlich mit Kleidung und Wäsche aus, und dann ging es zunächst an den Rhein, in die Stadt mit dem ewigen Dom; dort hinterließen sie in einem stillen Winkel die Kniehose des Jüngsten, den man vorher mit Männerkleidung versehen hatte, und dann ging es auf die Reise nach Antwerpen, wo sie in einer Matrosenkneipe einkehrten. Rellensmann, der sich von den Schülern bei Beginn der Reise das gesamte Geld hatte aushändigen lassen und demnach als Reisemarschall alle Kosten bestritt, bestimmte die Knaben, einen „Kintopp" zu besuchen, während er in einer Apotheke Salbe für seine Füße kaufen wollte. Die Jungens ließen sich das auch nicht zweimal sagen, doch als sie wieder in die gemeinsame Behausung kamen, war ihr Reisemarschall verschwunden und ließ auch nichts mehr von sich hören und sehen. Da saßen sie ohne Geld und Gut in der fremden Stadt. Alles, was sie an versetzbaren Sachen bei sich hatten, wanderte zum Pfandvermittler, und dann schüttelten sie den Staub Antwerpens von den Füßen und machten sich, da ihnen die Lust an Abenteuern vergangen war, auf den Heimweg und zwar zu Fuß. Aber weit konnten sie mit dem wenigen Gelde nicht kommen, und als sie an einer Villa nicht weit von der Stadt anklopften zur Erlangung einer milden Gabe, hatte die Frau des Hauses Mitleid mit den beiden Jungen und sie sorgte dafür, daß sie in einem Kloster untergebracht wurden, bis der Vater des einen, den man benachrichtigt hatte, die beiden Weltenbummler, die mit ihrer ersten Auslandsreise so kläglich Fiasko gemacht hatten, wieder den heimatlichen Penaten zuführte. Inzwischen hatte Rellensmann sich mit dem erbeuteten Gelde nach Berlin begeben, wo er bald darauf gefaßt wurde. Jetzt hatte er sich vor der Paderborner Strafkammer zu verantworten, die den Schwindler, einschließlich einer kurz vorher gegen ihn wegen Einbruchsdiebstahls erkannten Gefängnisstrafe von 2½ Jahren zu 3½ Jahren Zuchthaus verurteilte.

Die Verhaftung eines falschen „Propheten".

(Unber. Nachdr. verb.)

Beuthen O.-S., 15. März.

Einer lange betriebenen und sehr gewinnbringenden Spekulation auf die Frömmigkeit und den Aberglauben der oberschlesischen Bevölkerung ist durch die Verhaftung des „Propheten" Bursy in Königshütte ein Ende gemacht worden. Bursy war zunächst einfacher Arbeiter, hat aber an der Arbeit niemals sonderlich Geschmack gefunden und es jetzt durch die Spenden derer, die nicht alle werden, zum Hausbesitzer gebracht. In seiner Wohnung hatte er sich ein Zimmer als eine Art Kapelle eingerichtet, in der er die Besucher empfing. Die Wände waren mit Heiligenbildern bedeckt und auch eine ewige Lampe fehlte nicht. Bursy verstand es, sich den einfachen Leuten gegenüber mit einem gewissen Nimbus zu umgeben, er deutete an, daß er im Besitz übernatürlicher Kräfte sei und verstehe, in die Zukunft zu blicken. Er erhielt Besuche von weit her, an manchen Tagen betrug die Besucherzahl an 100. Einen Teil seiner Einnahmen soll Bursy an verschiedene Klöster verteilt haben. Der Schwindel wäre wahrscheinlich noch lange so weiter gegangen, wenn sich der Gauner mit den ihm freiwillig gespendeten Gaben begnügt hätte. So kam er aber in der letzten Zeit auf die Idee, von seinen Besuchern eine bestimmte Summe zu verlangen. Als er einer armen Frau 250 Mark abnehmen wollte, wofür ihr im Fegefeuer schmachtender Mann erlöst werden sollte, erstattete die Frau Anzeige. Die benachrichtigte Polizei kam gerade herzu, als der „Prophet" wieder einmal große Sitzung hatte und seine Schäflein ordentlich schor. Bursy wurde verhaftet und von zirka 40 Besuchern die Namen festgestellt. Der Festgenommene wird sich demnächst wegen Betruges zu verantworten haben. Man schätzt die Jahreseinnahme des Bursy auf etwa 30 000 Mark.

Kameradschaft hinterm Schnapsglase.

Ein unerquicklicher Streit, der seit dem Sommer vor. Js. zwischen dem evangelischen Geistlichen Minor in dem kleinen Orte Niederschelden und dem dortigen Kriegerverein bestand, ist nunmehr auf friedlichem Wege ausgetragen worden. Damals war ein Mitglied des Kriegervereins verstorben, den der Verein wie üblich vollzählig zu Grabe geleitete. Der Verstorbene scheint nun durch seinen Lebenswandel bei dem Geistlichen Aergernis erregt zu haben, dem er am offenen Grabe bei der Leichenfeier Ausdruck verlieh. Er deutete an, daß der Tote einem Glase Bier und Schnaps nicht abhold gewesen sei und ließ in diesem Zusammenhang eine Redewendung von der „Kameradschaft hinterm Schnapsglase" fallen. Naturgemäß bemächtigte sich des Leichengefolge eine große Empörung, zu deren Sprachrohr sich der Kriegerverein machte. Er schilderte den Vorfall eingehend in einem Schreiben an den Deutschen Kriegerbund, dessen Mitglied er ist, und verlangte Schutz gegen die Aeußerung des Geistlichen. Ehe nun die Sache von dieser Seite aus zur Erledigung gelangte, hat der Pfarrer wohl selbst eingesehen, daß seine Aeußerung unüberlegt war, denn er hat an den beleidigten Kriegerverein ein Schreiben gerichtet, das einer Entschuldigung gleichkommt. Damit scheint die leidige Angelegenheit aus der Welt geschafft.

Allerlei.

Folgen der Spielerei mit Schußwaffen. Mit einem alten geladenen Revolver spielten in Geringswalde 2 junge Leute. Dabei entlud sich der Revolver und der Schuß ging dem 24jährigen Holzbildhauer Friedrich Karl Fischer in die Hand. Infolge Blutvergiftung und Wundstarrkrampf starb Fischer, der erst 1½ Jahr verheiratet war.

Reicher Fund in der Automobildroschke. Der Chauffeur Dutzeck aus Wilmersdorf fand in einer Automobildroschke einen Pompadour, der 360 000 Kronen enthielt. Er übergab den Fund der Polizei, doch konnte der Besitzer des Geldes noch nicht ermittelt werden.

Lohnende Aemter sind die Aufsichtsratsposten in den großen Bank- und industriellen Unternehmen, die ihren Inhabern große Tantiemen eintragen, zumal wenn die Herren mehrere solcher Posten innehaben. Nach einer Zusammenstellung des „Berl. T." gibt es eine ganze Reihe Persönlichkeiten der Bank- und Finanzwelt, die in über 20 Aufsichtsräten sitzen, zwei sogar in 40 bezw. 44.

Heftige Frühjahrsstürme haben an der nordafrikanischen und nordamerikanischen Küste schweren Schaden angerichtet. Mehrere Schiffe sind untergegangen, wobei eine Anzahl Menschen umgekommen sind.

Weil er ihm die Braut abwendig gemacht hat, erschoß in Bautzen der Feldwebel Symank den Ziegeleibesitzer Kraus. Als der Schuß auf die Braut fehlging, tötete Symank sich selbst.

Raubmord in Genua. Als ein Bankier seine Wohnung verließ um sein Geschäft aufzusuchen, streckten ihn zwei Banditen durch Revolverschüsse nieder. Der Leiche wurden 20 000 Lires geraubt.

Eine brave Tat des acht Jahre alten Sohnes Max des Lehrers Kretschmar in Tormersdorf (O.-L.) ist jetzt vom Kaiser belohnt worden. Der Knabe rettete im Juli vorigen Jahres unter eigener großer Lebensgefahr zwei Spielkameraden vom sicheren Tode des Ertrinkens. Für diese brave Tat hat ihm der Kaiser die Rettungsmedaille am Bande verliehen mit der Maßgabe, daß er sie an seinem 18. Geburtstage erstmälig öffentlich anlegen darf. — Auch dem Realschulkandaner Meyer in Rendsburg, welcher zwei junge Mädchen dem sicheren Wassertode entriß, verlieh der Kaiser die Rettungsmedaille am Bande.

Einen ganzen Gemeinderat zur Flucht veranlaßt hat der Poliezidiener in dem pfälzischen Ort Waldsee. Und das kam laut „Frankf. Ztg." so: Der Gemeinderat verweigerte dem biederen Polizeidiener aus Anlaß seines 40jährigen Dienstjubiläums ein Ehrengeschenk von 40 Mark und so mußte er sich mit dem Luitpoldkreuz begnügen. Das war ihm aber zu wenig, und plötzlich rief er in die erstaunte Versammlung hinein: „Es hat mir schon einmal einer Rache geschworen, den aber hat schon lange der Teufel geholt, und ich lebe noch!" Das verblüffte die Räte so, daß sie zu weiteren Beratungen keinen Sinn hatten und den Sitzungssaal fluchtartig verließen.

Abg. Heim schwer erkrankt. Der bayerische Landtagsabgeordnete und Bauernbundführer Dr. Heim ist an Diphtheritis schwer erkrankt. Auf seinen Wunsch ist er bereits mit den Sterbesakramenten versehen worden.

Manuel, der ehemalige König von Portugal, macht wieder einmal von sich reden und zwar geht der lebensluftige Exkönig auf Brautschau. Als die Auserkorene wird die 17jährige Prinzessin Elisabeth von Braganza genannt, eine Tochter des portugiesischen Thronprätendenten Dom Miguel, der seinen Wohnsitz in Nieder-Oesterreich hat.

Wie es in Frankreich gährt, beweist die Tatsache, daß ein ehemaliger Offizier (!), der sich verpflichtet hatte, dem Revolutionär Herve eine monatliche Pension von 1000 Frcs. für die Dauer seiner Gefängnisstrafe auszuzahlen, jetzt Herve 500 000 Frcs. zur Unterstützung der revolutionären Bewegung zur Verfügung stellte.

Ein Tunnel durch die Pyrenäen will Spanien bauen und steht deshalb mit der National City Bank wegen einer 60 Millionen-Anleihe in Verhandlungen.

Die Hungersnot im südlichen Rußland hat dort ganz bejammernswerte Zustände und bitteres Elend hervorgerufen. Die Regierung hat bisher bereits 154 Millionen Rubel für die Notstandsgebiete ausgeworfen.

Schweres Eisenbahnunglück. Aus Warschau wird gemeldet: In der Nähe der Stadt Skazisko ist ein gemischter Zug der Warschau—Wiener Bahn entgleist, wobei drei Personen des Zugpersonals getötet, zwei tödlich und mehrere leicht verletzt wurden. 10 Waggons wurden vollständig zertrümmert. Die Lokomotive wurde umgeworfen. Die Ursache der Katastrophe ist auf einen Racheakt eines entlassenen Angestellten der Bahn zurückzuführen, der große Steine auf das Gleis gewälzt hatte, um den Zug zur Entgleisung zu bringen. Der Schaden ist bedeutend.

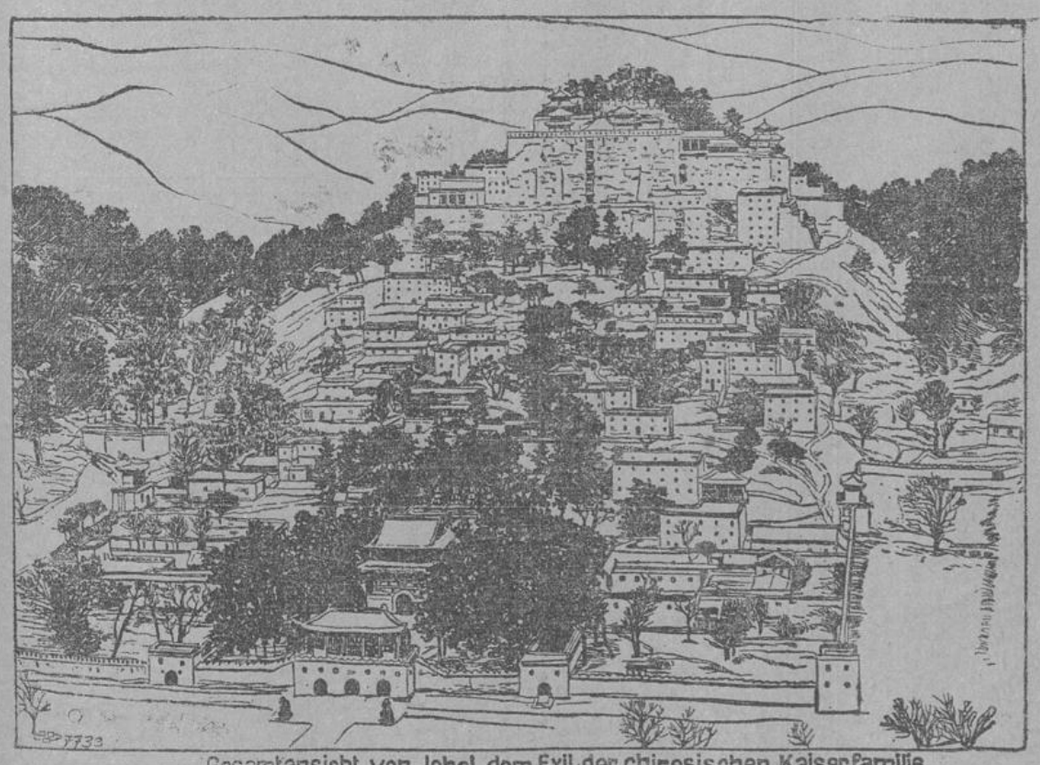
Pech hat die englische Marine. Kaum ist das untergegangene „Tauchboot A 3" vom Meeresgrunde gehoben, hat sie den Verlust des „Torpedobootes Nr. 5" zu beklagen, daß bei Portland gestrandet ist und dabei fast völlig zum Wrack wurde.

Eine Bombe per Post. Der Newyorker Oberrichter Rosalski, der s. Zt den Wiener Brandt zu 30 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt hatte, erhielt eine Bombe mit der Post zugesandt. Die Polizeih hatte von der Sendung Wind bekommen und den Empfänger gewarnt. Der zur Oeffnung des Paketes entsandte Polizeiinspektor wurde von der explodierenden Bombe schwer verletzt und das Zimmer gänzlich verwüstet. Der Absender ist vermutlich ein Italiener, der der Mafia angehört. Der Richter war bedroht worden, weil er einen italienischen Erpresser schwer bestraft hatte.

Umgeben von reichem Luxus erhängte sich in Newyork die 28jährige Gattin des soeben von einer Weltreise zurückgekehrten Millionärs Lorillard.

Das Auto erobert Afrika, nicht etwa aus Sports- oder Reklamezwecken, wie das vor einigen Jahren schon geschehen ist, auch der Handel hat sich jetzt das moderne, schnelle Fahrzeug dienstbar zu machen gewußt. Diese gesteigerte glückliche Verwendung des Autos zeigt aber auch, daß die europäische Kolonisation in den beiden letzten Jahrzehnten gebesserte Wegeverhältnisse in dem schwarzen Erdteil geschaffen hat, wie das besonders in den deutschen Kolonien geschehen ist.

Der beste Vergleich. „Ah, Herr Graf haben sich eine neue Dogge angeschafft, famoser Hund, auf Ehre!" — „Ja, ich kann Ihnen sagen, vortreffliches Tier. Folgt mir auf Schritt und Tritt, ist anhänglich wie — — — ein Gläubiger."



Gesamtansicht von Jehol, dem Exil der chinesischen Kaiserfamilie.

Während Juanschikai sich redlich abmüht, Ordnung in das chinesische Chaos zu bringen, hat die chinesische Kaiserfamilie sang- und klanglos Peking verlassen und sich nach Jehol, dem prächtig gelegenen Exil der Mandschudynastie begeben. Landschaftlich liegt Jehol außerordentlich reizvoll und der junge Kaiser, dessen einziger Regierungsakt bisher ja nur in der Unterzeichnung des Abdankungsedikts bestand, dürfte sich hier ungleich wohler fühlen, als hinter den Mauern der verbotenen Stadt Peking. Der Palast von Jehol ist, wie unser Bild zeigt, in einem prachtvollen Garten terrassenförmig angelegt. Jehol, — chinesisch Tschong-te-fu — ist eine Distriktshaupstadt in der Provinz Tschili, außerhalb der großen Mauer am Lwanchow und mit Peking durch eine jetzt allerdings ganz verfallene Kunststraße verbunden. Die in einem reizenden Tale liegende Stadt hat zahlreiche Gärten, Tempel und Paläste und zählt angeblich über ¾ Millionen Einwohner.

Das Vertrauen
der Hausfrauen besitzt
MAGGI's Würze,
weil sie hält, was sie verspricht.
Man hüte sich vor Nachahmungen!

Bei Gicht, Rheumatismus,

Hüftweh, Lendenschmerzen, Steifheit, Gliederreißen, Geschwulst Nervenschmerzen ꝛc. hat selbst in hartnäckigen Fällen schnell oft schon über Nacht, wie ein Zaubermittel **Pohls Rheumatismus-Tee** (Sambuci) gewirkt. à Paket M. 1.—, 3 Pakete zur Kur M. 2.50. In den Zwischenpausen reibe man mit dem schmerzstillenden, wohltuenden, tausendfach erprobten **Pohls Karmeliter-Geist** ein. Garantiert unschädlich, à Flasche M. 1.—, extra stark M. 2.—. Zahlreiche Dankschreiben. Ein Versuch überzeugt von der geradezu elektrisierenden Wirkung. Nur allein echt bei **Georg Pohl** in **Berlin**, **Hohenstaufenstr. 69**, an der Goltzstraße. 4



Marke Hansa
die Vertrauens-Marke

Gratis
wertvolle
Prämien
Prämienverzeichnisse überall umsonst erhältlich.

HANSA-Backpulver
HANSA-Puddingpulver
HANSA-Vanillinzucker
usw.

Hausfrauen!

Die Zeiten sind schlecht und teuer — da heißt es rechnen und sparen. Auch Sie verwenden wahrscheinlich schon die billigeren Kaffee-Surrogate anstelle von Bohnenkaffee oder benutzen sie als Zusatz.

Aber seien Sie vorsichtig!

Es werden jetzt alle möglichen Fabrikate empfohlen, doch alle — sie mögen heißen wie sie wollen — zeigen immer wieder, daß der täglich von Millionen getrunkene Kathreiners Malzkaffee als Kaffee-Ersatzmittel **einzig** dasteht. Kathreiners Malzkaffee ist nicht etwa nur geröstetes Getreide, wie es unter allen möglichen Namen jetzt angepriesen wird, sondern Kathreiners Malzkaffee wird aus wirklichem Malz in der größten Malzkaffee-Fabrik der Welt nach bewährtem Verfahren seit über 20 Jahren hergestellt. Tausende von Aerzten empfehlen Kathreiners Malzkaffee als bestes Getränk für Gesunde und Leidende, Erwachsene und Kinder. Kathreiners Malzkaffee schmeckt vorzüglich, bekommt auch **auf die Dauer** gut und ist dabei außerordentlich billig, ein Zehnpfennig-Paket gibt 20 Tassen.

Bedenken Sie also, was Sie sparen!

Achten Sie aber darauf, daß Kathreiners Malzkaffee niemals lose ausgewogen verkauft wird, sondern nur in geschlossenen Paketen mit Kneipp-Bild.

Daß Sie beim Einkauf von Kaffee-Surrogaten vorsichtig sind, liegt also — in Ihrem Interesse! 21

Nur Ostfalt mouft's!



Gust. Timmer jr., Linden-Ruhr
Telephon Nr. 250, Amt Hattingen ∴ Königstr. 93.
Elektrotechnisches Geschäft



empfiehlt sich in **modernen Starkstrom-, Licht-, Kraft-, Telefon- u. Signal-Anlagen.** In **Metallfadenlampen** grosser **Preisabschlag:**
16 kerzig Mk. 1.60
25 kerzig Mk. 1.60
50 kerzig Mk. 1.80
100 kerzig Mk. 3.70
Ferner empfehle mein grosses Lager in
Elektromotoren all. Art
von 1/3 bis 30 P. S.
Kosten-Anschläge stehen gern zu Diensten.

Käse, Holsteiner-Holländer, saftig u. schnittige Ware, kein Kunstprodukt netto **9 Pfund nur Mark 3.15, 9 Pfd. gesalz. Schweinekleinfleisch M. 2.70, 9 Pfd. geräuch. Rippenspeck M. 6.75, 9 Pfd. ger. Schweinsbacken ohne Knochen M. 6.30** liefert ab hier unter Nachnahme 8165
Heinrich Krogmann Norddorf i. H. 395

Chauffeur-Schule
Bochum
nicht mehr Clemensstraße 18 **sondern Rottstraße 32—34** bildet jeden zum **Chauffeur** aus. Prospekt **gratis.** Stellennachweis **täglich** unter **Garantie** kostenlos. I 1014

Flechten
nass. u. trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,
offene Füße
Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;
wer bisher vergeblich hoffte geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten
Rino-Salbe
frei von schädl. Bestandteilen. Dose Mark 1,15 u. 2,25. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiß-grün-rot und mit Firma Schubert & Co., Weinböhla-Dresden. Fälschungen weise man zurück. Zu haben in den Apotheken.

Für Wirte.
Gelegenheitskäufe in elektrischen Pianos und Piano-Orchestrions.
Zwecks Reduzierung des Lagerbestandes werden die Musikwerke zu bedeutend herabgesetzten Preisen verkauft.
Karl Schmidt,
Hagen i. W., Elberfelderstr. 69
803 Telephon 205.
Vertreter überall gesucht
Bei wchtl. 25 M. u. Prov. wird Vertreter gesucht, der Landleute kennt. Offerten Halle/S. II 117. 1935

Kopfläuse
mit Brut, vernichtet radikal **Rademachers Goldgeist.** Patentamtlich geschützt Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt die Kopfhaut v. Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhüt. Zuzug v. Parasit. Wichtig f. Schulkinder. Taus. v. Anerkennungen. Fl. à M 1.— u. 0.50 in den Drogerien und Apotheken.
Vorsicht! Man hüte sich beim Einkauf vor Nachahmungen mit ähnlichen Namen und achte genau auf d. Namen **Goldgeist** Wz. Nr. 75198.



BOCHUM
SCHÜTZENHOF
vom 11. bis 28. Mai 1912.
IV. Provinziale und fachgewerbliche
Kochkunst-Ausstellung
unter dem Protektorate des Herrn Regierungspräsidenten von Bake, Arnsberg
Ausstellungsbureau: **Hotel Budde, Bochum.**

Grundstücke gesucht!
Wer ein **Stadt- oder Land-Grundstück** verschwiegen und günstig **verkaufen** will, sende **sofort seine Adresse** an den 1232
Reichs-Central-Markt
Berlin NW. 7, Friedrichstr. 138.
Besuch kostenlos! Kein Agent! Millionenumsätze!!!

Vertreter und Händlern liefere ich jede Garnitur **Dauer-Wäsche zu M. 1.60.** Katalog gratis und franko. 14
Dauerwäschefabrik Franz Eikelmeier, Hamburg 25.

Suche für sofort oder bis 15. April ein junges 2102
Mädchen
für leichte Hausarbeit und Geschäft.
Joh. Markmann,
Langenberg Rhld., Hellerstr. 19

Tochter achtbarer Eltern als
Lehrmädchen
für mein Kolonialwarengeschäft per bald gesucht. I 269
Fritz Kollmann, Linden-Ruhr.

Es ist nicht leicht



Herde lackiert v. Mk.: 10.— an, emailliert v. Mk.: 20.— bis 300.—
Extra schwere eiserne Feuerungen. | Rabatt-Marken. Sonntags ganz geschlossen
Caspar Blume
Herstellung von **Herden und Oefen.**
Barmen Kühlenwegstr. 42-44.

Trinken Sie „Kornfranck"!
13

Zweites Blatt zu Nr. 12.

Mit dem deutschen Roten Kreuz über die Felsenberge von Tripolis.

(Nachdruck verboten.)

Mit den Ausdrücken der höchsten Bewunderung berichtet der im türkischen Hauptquartier von Ghurian weilende englische Korrespondent Alan Ostler den Marsch der deutschen Kolonne vom Roten Kreuz durch die wüsten weglosen Felsberge um Ghurian. „Daß die deutschen Aerzte mit ihren Assistenten und ihren Krankenwärtern ihre ausgezeichnete Ausrüstung bis zu den Gipfeln dieser Berge hinaufgebracht haben, das ist eine der gewaltigsten und schönsten Leistungen, die ich je erleben konnte. Es wäre der Stoff zu einer Sage — „Wie das Rote Kreuz nach Ghurian kam", ein Heldengedicht, das den Balladensängern vergangener Jahrhunderte Ehre gemacht haben würde, jenen fahrenden Skalden, die uns Engländern und Deutschen, die unseren gemeinsamen Vorfahren vor Jahrtausenden von großen Taten der Vorväter sangen und berichteten. Ich mußte unwillkürlich an Hannibals Zug über die Alpen denken und selbst jetzt, wo die Arbeit getan ist und ich davon erzählen will, erscheinen mir die überstandenen Mühen und die besiegten Schwierigkeiten nicht kleiner als die jener Helden der Wissenschaft, die in der Antarktis schwerbeladene Schlitten durch verschneite Wüsten über Eisberge vorwärts treiben. Als die Deutschen mit ihrer Karawane von 360 schwerbeladenen Kamelen und 14 mit mächtigen Kisten bepackten Wagen Azizia erreichten, hielt ich es für vollkommen ausgeschlossen, daß diese Vorräte und Instrumente auch nur bis zu dem ersten Hügel vor Ghurian gebracht werden könnten. Sechs Tage später war das Unmögliche Ereignis geworden, war der letzte der schweren Wagen von Menschen und Tieren über den letzten unwegsamen Bergpfad emporgeschleppt, ja man möchte sagen, emporgetragen." Von Azizia ab hat Alan Ostler den abenteuerlichen Zug dieser deutschen Karawane begleitet, über steile Felskuppen, durch Schluchten, vorbei an gefährlichen Abgründen. „Und ich bin stolz darauf, daß ich Seite an Seite mit diesen deutschen Gelehrten und deutschen Männern in Hemdsärmeln schieben, ziehen und tragen helfen durfte, bis die ermatteten Muskeln den Dienst versagten. Die Araber blicken mit scheuer Bewunderung auf diese „Herren", die überall selbst Hand anlegten und vor keiner Unmöglichkeit zurückschreckten. „Wullahi", flüsterten sie rühmend, „das sind die Kinder wahrer Männer." Am 7. Februar war der Zug von Azizia aufgebrochen, die Maultiere und Pferde der türkischen Artillerie zogen die Wagen über den weichen knirschenden Sand der Wüste. Als dann mit Einbruch der Dunkelheit das Lager aufgeschlagen wurde, ließen die Männer der türkischen Eskorte ihre seltsamen langgezogenen Weisen ertönen und vom deutschen Lagerfeuer antworteten deutsche Volkslieder, die Lorelen und schließlich auch die Wacht am Rhein. Kaum daß um Mitternacht der erste Schimmer des Mondes am Horizont heraufstieg, da begann schon wieder die Arbeit, der mühselige erschöpfende Marsch durch dieses wüste öde Land. Noch waren die Wege erträglich. „Nur zwei von diesen fünfzehn deutschen Männern hatten jemals auf einem Pferde gesessen; alle aber verschmähten den Esel und versuchten sich ohne weiteres als Reiter; kleine Zwischenfälle mit den störrischen arabischen Pferden würzten den Anfang unserer gemeinsamen Reise. Aber dann blieb keine Zeit mehr zu lachender Unterhaltung: jetzt kamen die Berge, jetzt wurde es ernst. Mächtige Felsblöcke versperrten den Weg, gefährliche Risse gähnten, die Pferde mußten wie Ziegen klettern, die Wagen buchstäblich über ausgetrocknete Flußläufe durch Dornen und Büsche getragen werden. Mit Spaten und Hacke wurde Bahn geschafft, mit Hebeln stemmten wir die Räder Schritt um Schritt weiter. Hier mußten wir Löcher im Erdreich zugraben, um hinüber zu kommen; dann wurden lange schwere Seile an den Gefährten befestigt, und nebeneinander zogen mit allen Kräften ihres Körpers Türken und Deutsche, bis die Haut vom Handballen abgeschürft war und die Glieder schmerzten. Alle Rang- und Klassenunterschiede waren verwischt. Der türkische Offizier und der deutsche Arzt zerrten neben braunen Arabern und gravitätischen Türken an den Seiten, setzten die Hebebäume an, griffen in die Speichen der Wagenräder. Hier rief einer der Deutschen dem türkischen Soldaten ein Scherzwort zu; der Türke versteht es natürlich nicht, aber er lächelt würdevoll und dann klammern sich die Hände schon wieder um die Speichen. So arbeiteten wir uns Schritt um Schritt vorwärts; am Abend war endlich der Fuß der Berge erreicht, die Stelle, von der zwei wirkliche steile Bergtreppen nach Ghurian hinaufführen. Es schien hoffnungslos, die Wagen hier empor zu schleppen. Es schien unmöglich. Aber am nächsten Morgen begannen die Deutschen gelassen das Werk. Die Anstrengungen des Tages spotten einfach jeder Beschreibung. Zitternd und erschöpft sanken die Pferde zu Boden. Einer der Wagen überschlug sich und wäre mit Mann und Tier in eine 30 Meter tiefe Schlucht gestürzt, wenn nicht ein mächtiger Granitblock zum Glück das fallende Gefährt aufgehalten hätte. Am Abend dieses Tages waren 12 Wagen bis zum Gipfel geschleppt; mit zerbrochenen Rädern, geborstenen Deichseln, im Grunde nur Trümmer von Wagen. Aber die Kisten waren gerettet. Und am nächsten Tage wurden die beiden letzten geholt. Als wir endlich oben standen, mit aufgekrempelten Hemdsärmeln, in Schweiß gebadet, keuchend und todmüde, waren wir froh und stolz. Ich glaube, daß niemand diesen Deutschen diese Leistung nachmacht. Sie haben es vollbracht. Es sind prächtige Männer, diese Deutschen vom Roten Kreuz."

Beendigung des Bergarbeiterstreiks im Ruhrrevier.

Am Dienstag tagte in Bochum der Dreibung. Nach etwa 6stündiger Beratung erklärten sich zuerst, wie wir bereits gestern durch Aushang mitteilten, von 577 stimmberechtigten Delegierten 349 für die Fortsetzung des Streiks, 215 für den Abbruch desselben. 13 Delegierte enthielten sich der Abstimmung. Da keine Dreiviertel-Mehrheit für das Weiterstreiken sich ergab, mußte der Streik für aufgehoben erklärt werden. Am Sonntag, den 10. März hatten 597 Delegierte für den Streik, 74 dagegen gestimmt.

Die von der Revierkonferenz gefaßte

Resolution

lautet:

Die heutige Revierkonferenz der drei Bergarbeiterverbände protestiert mit Entrüstung gegen die Ueberschwemmung des Streikgebietes mit Polizisten, Gendarmen und Militär und gegen die im Anschluß an diese ungerechtfertigten Maßregeln vielfach eingetretene Beschränkung der staatsbürgerlichen Rechte der streikenden Bergleute. Durch Vertreibung und Verhaftung der gesetzlich gestatteten Streikposten, durch Aufhebung von Streikbureaus, durch Versammlungsverbote, unbegründete Auflösung von Versammlungen, durch das Verhindern der Verbreitung aufklärender und beruhigender Zuschriften an Streikende und Bedrohung und Einschüchterung der Streikenden und der übrigen Volksteile seitens der außerordentlich rücksichtslos vorgehenden Polizeimannschaften, ist die aus rein wirtschaftlichen Gründen unternommene Lohnbewegung der Bergleute in ungerechter Weise niedergedrückt worden.

Seitens der arbeiterfeindlichen Presse ist mit Erfolg alles daran gesetzt worden, durch sensationelle Aufbauschung auch der kleinsten Zwischenfälle, sogar durch freie Erfindung von Nachrichten von vorgekommenen Unruhen die öffentliche Meinung gegen die streikenden Bergleute aufzuhetzen. Infolge der aus der Luft gegriffenen Nachrichten über die Wiederaufnahme der Arbeit, der systematischen Bekanntmachung von für die Arbeiter ungünstigen Ziffern über die Streikbeteiligung ist dann die über ein großes Gebiet verteilte Menge der Streikenden immerfort irregeführt und nach und nach teilweise so auseinandergerissen worden, daß es nicht mehr möglich ist, den Kampf mit Erfolg weiterzuführen. Die Konferenz hat deshalb beschlossen, den Streik aufzugeben, und fordert die Kameraden alle auf, diesem Beschlusse zu folgen.

Die Konferenz erklärt, daß nur die rigorosen Maßregeln gegen die staatsbürgerlichen Rechte und die systematische Irreführung und Verhetzung der öffentlichen Meinung durch die arbeiterfeindliche Presse es vermocht haben, den Kämpfenden ihren Erfolg aus der Hand zu schlagen. Hierzu hat die wüste Streikbrecherhetze der Führer des sog. christlichen Gewerkvereins, die sich als größere Arbeiterschädlinge als die Gelben erwiesen haben, in bedeutender Weise beigetragen. Durch ihr skandalöses Gebaren haben die christlichen Streikbrecherführer sich der Verachtung aller ehrlicher Arbeiter überliefert. Die Konferenz fordert alle Bergarbeiter auf, durch Stärkung der am Kampfe beteiligten Organisationen dazu beizutragen, daß wir baldmöglichst wieder auf dem Kampfplatze erscheinen können.

Die Revierkonferenz tagte bis in den Nachmittag hinein und war vollständig vertraulich. Im Gegensatz der Revierkonferenz vom 10. März, wo die Vertreter der Presse, die auf Seite des alten Verbandes stehen, Zulaß erhielten, waren zu der heutigen Konferenz auch nicht einmal die Vertreter der sozialdemokratischen Presse zugelassen.

Im Schützenhofe zu Bochum

fand gestern noch eine allgemeine Versammlung der streikenden Bergleute statt. Ueber diese Versammlung wird berichtet: Gewerkschaftssekretär Löffler erklärte, daß

Tausende von Bergleuten

der Parole der Dreibundorganisationen

untreu geworden

sind. Den Abbruch des Streiks führte er auf die Hetze der Gegner, auf die Anwesenheit des Militärs und auf die Hasenfurcht tausender Streikender zurück. Als der Redner den Beschluß der Revierkonferenz zur Wiederaufnahme der Arbeit mitteilte, brach ein sehr großer Teil der Versammlung in

stürmische Pfuirufe

aus. Man hörte Zurufe durch den Saal gellen: Wie! Wie!

Verraten und verkauft!

Wofür brauchen wir eine Organisation! usw. Mehrere hundert Teilnehmer verließen sofort den Saal. Ihnen gellten aus der Versammlung Zurufe nach: Feiglinge raus! Als es endlich gelungen war, die Ruhe wieder herzustellen, bezeichnete Löffler als einen großen Erfolg des Streiks die angebliche

„Runter mit dem Kerl!" usw.

Pokorny ermahnte die Bergleute, in diesem ernsten Moment nicht den Ernst der Lage zu vergessen. Nicht die Leiter der Organisationen seien an dem Scheitern des Streiks schuld, sondern die anderen. (So?!) In den letzten paar Tagen hätten nicht weniger als

40000 Bergarbeiter die Arbeit

von neuem aufgenommen und in den nächsten Tagen würden es voraussichtlich mindestens ebenso viele sein. In der Diskussion sprachen verschiedene Redner. Alle waren für Befolgung der Beschlüsse. Sollten die Zechenverwaltungen Schwierigkeiten bei der Anfahrt machen durch Verweisung an den Arbeitsnachweis oder die sechs Schichtlöhne einzuhalten versuchen, so würden die Dortmunder Bergleute allein weiterstreiken.

Wir begrüßen es im Interesse unserer gesamten Bevölkerung, daß der Streik nach so kurzer Dauer aufgehoben und der Friede wieder hergestellt ist. Es ist nun nicht mehr nötig, daß Betriebe wegen Mangel an Kohlen stillgelegt werden, wie das an manchen Orten bereits geschehen mußte. Durch Betriebsstillegungen und Einschränkungen würden zahlreiche Arbeiter anderer Berufe zum Feiern gezwungen worden sein, wodurch vor allem auch der Gewerbestand schweren Schaden erlitten hätte.

In hiesiger Gegend heißt es: „Hat der Arbeiter (insbesondere auch der Bergmann) Geld, dann hat's die ganze Welt."

So wollen wir denn hoffen, daß die Wunden, welche der kurze Streik immerhin hier und dort geschlagen, bald heilen mögen. Die Zechen selbst werden, soweit es angeht, gewiß auch Milde walten lassen, denn dem geschlagenen Gegner baut man am besten goldene Brücken.

Die Streikenden dürften aus der ihnen gewordenen Lehre die Folgerung ziehen, daß man nicht ungestraft ohne weiteres

die Brocken hinwirft.

Die Zechen aber werden die schon längst versprochene weitere Lohnerhöhung gern eintreten lassen, und so wünschen wir, daß wir bei Bekanntgabe der nächsten Lohnstatistik bereits wesentlich gestiegene Löhne melden können. Glückauf!

* Der lebende Tod von Süd-Wales.

Ein düster-eindrucksvolles Stimmungsbild aus einem der Hauptgebiete des englischen Kohlenstreiks veröffentlicht Ernest Townley in einem Londoner Blatte: „Von einem schweren Traum bin ich soeben erwacht, von dem Alpdruck des lebenden Todes in Süd-Wales, von einem furchtbaren Nachtgespenst, unter dem viele Tausende in dumpfer Starrheit dahinleben. Es ist wie die grausige Nachtmähr, die uns im Schlafe bedrängt, wie einer jener schlimmen Träume, in denen ein Ungeheuer, etwas Entsetzliches näher und näher kommt und wir an allen Gliedern gelähmt uns nicht rühren können. Nur sieht man in diesem Traumbild andere Menschen, Tausende und Abertausende unter dem grausigen Griff des nahenden Dämons, gefesselt an Händen und Füßen, wehrlos, machtlos. Eine ungeheure Gefahr rückt näher und näher heran, die keiner abzuwehren vermag; sie liegt wie ein schwüler Druck über diesen Tälern, so daß man nicht frei zu atmen wagt, gebannt von dem Basiliskenblick des Untiers. Nur wenn man die entsetzlich öde Lethargie des Kohlenreviers, diese Stimmung des lebendigen Todes von sich schüttelt, erwacht man in kalten Schweiß gebadet und begreift, wie furchtbar dieser Alp gewesen ist. Mag sich auch an der Oberfläche hie und da eine gezwungene Lustigkeit zeigen, im Singen, im Fußball-

---

Das deutsche Reich vor seinem Untergang.

Die Schlacht auf dem Birkenfelde in Westfalen 191..

Unter diesem Titel hat soeben der Verlag von Gerh. Stalling in Oldenburg i. Gr. eine deutsche Uebersetzung (Preis 1 Mk.) der vor kurzem erschienenen französischen Broschüre „La finde l'Empire allemande". — „La bataille du Champ des Bouleaux 191 .." von Major de Civrieux in Paris, herausgbracht, die als die schärfste und verwegenste Erscheinung dieser Art angesprochen werden darf. Man muß sich zunächst fragen, ob es überhaupt berechtigt und zweckmäßig ist, eine solche Schrift ins Deutsche zu übertragen. Wäre es nicht vielmehr besser, sie einfach mit Gleichgiltigkeit, mit Nichtachtung zu übergehen? Nein — so müssen wir darauf antworten! Es ist für uns von höchster Bedeutung, daß wir uns klar darüber werden, wie in Frankreich unsere Verhältnisse beurteilt werden, was man von der Zukunft erwartet und in welcher gehässigen Weise man auf den Rachekrieg rechnet. Von diesem nationalen Gesichtspunkt aus hat der Verlag gehandelt, als er die vorliegende Schrift dem deutschen Leserkreise unterbreitete. Es ist zu hoffen, daß sie als das Zeichen einer gefahrdrohenden, ernsten Zeit verstanden und gewürdigt wird.

Durch das Entgegenkommen des Verlags sehen wir uns in der Lage, nachstehend einen Absatz aus der Broschüre zu bringen.

.... In Anbetracht dieser schwierigen Lage entschloß sich Kaiser Wilhelm am 25. Oktober, die gesamten Heere etwas zurückzunehmen, um, einem eingekreisten Eber vergleichbar, nach allen Seiten hin mit dem Aufwand der letzten Kräfte Front zu machen.

In diesem Sinne zog er die 2. Armee in die Linie Hamm-Unna zurück. Die 1. und 3. Armee wurden hinter den Flügeln gestaffelt, erstere an der Lippe, letztere an der Ruhr. So erwartete er in einem gewaltigen Viereck den allgemeinen Angriff, der bestimmt sein sollte, den letzten Akt in dem furchtbaren Kampfe zu spielen, um gerade ein Jahrhundert nach der Leipziger Schlacht das Geschick des modernen Deutschlands zu entscheiden.

Der 26. und 27. Oktober vergingen auf beiden Seiten in vorbereitenden Gefechten, in Scharmützeln der Vortruppen und Nachhuten.

Endlich, mit Tagesanbruch des 28. Oktober begann das gewaltige Drama, eines der größten in der Geschichte der Menschheit. Denn die „Schlacht auf dem Birkenfeld" wird — ebenso wie die Schlachten von Actium, Poitiers, Lepanto, Waterloo — für ewige Zeit im Gedächtnis der fernsten Geschlechter fortleben. Durch sie hat sich das Antlitz der Erde umgestaltet.

Es ist bekannt, durch welche besonderen Umstände sie ihren sonderbaren, für alle Zeiten denkwürdigen Namen erhalten hat.

Mitten in der westfälischen Ebene, halbwegs zwischen Hamm und Unna, erhebt sich ein Höhenzug, der weithin das Flachland beherrscht. Auf dem Gipfel des mittelsten Hügels liegt, fächerartig ausgebreitet, ein Birkenwäldchen, dessen weiße, dünne Stämme weithin sichtbar sind. Von seinem Rand überblick man das ganze Land, das sich zwischen den Nebenflüssen des Rheins ausdehnt.

An dieser Stelle hat Kaiser Wilhelm sein Hauptquartier aufgeschlagen. Es bestand aus einem zerlegbaren, gepanzerten Haus, dessen Dach mit Panzerplatten eingedeckt war, um — so glaubte man — gegen die aus den Flugzeugen geschleuderten Sprenggeschosse Deckung zu bieten. Hier konnte der Oberbefehlshaber mit seinem Generalstab in verhältnismäßiger Sicherheit die Heeresbewegungen überdenken und zurechtlegen, sowie die erforderlichen Befehle erlassen. Ein Mast der Funkentelegraphie versteckte sich zwischen Birkenstämmen, die des Laubes beraubt waren. Darüber schwebte ein Fesselballon, den alle Armeeführer sehen konnten, mit dem Boden durch ein Stahlseil verbunden.

Rings um das Wäldchen lagerte die kaiserliche Garde. Nach allen Seiten hin liefen auf der Erde die Drähte der Fernsprechleitungen, um den Willen der obersten Heerführung den im Kampfe stehenden großen Verbänden zu übermitteln.

Von der Höhe dieser Beobachtungswarte aus, die mit allen Mitteln neuzeitiger Technik ausgestattet war und unzerstörbar schien, sollte das Oberhaupt des Deutschen Reiches Augenzeuge des Sieges oder des Untergangs seiner Herrschaft werden.

— — —

Nun kam das Ende!

Zwei Tage lang schon dauerte das furchtbare Gemetzel. Nach dem Rhein hin trugen die Flüsse Ströme von Blut, zum Schrecken der Bevölkerung, die stumm und starr an ihren Ufern stand. Die deutsche 1. und 3. Armee wurden in ihren Befestigungen festgehalten und jeder Möglichkeit beraubt, zum Angriff überzugehen. Die 2. Armee begeistert und hingerissen durch die persönliche Anwesenheit des Kaisers, blieb fest und standhaft, ja sogar gefährlich gegenüber den erschöpften französischen Armeekorps.

Nun, das Ende des Dramas ist zu bekannt, als daß es noch einmal einer langen Erzählung bedürfte.

Auf der Schlachtfront Hamm-Unna schwankte die

spielen, in den Kinematographentheatern usw. die Lähmung, die dieses Land mit seinen 200 000 untätigen Bergleuten ergriffen hat, löst in jedem ein tiefes Gefühl der Verödung und des Jammers aus, ein dunkles Ahnen kommenden Unglücks, das eintreten wird, entweder als Hungersnot oder als Aufruhr, man weiß nicht als was; aber es schleicht heran über die Berge und wird die Wolken des namenlosen Schreckens, die dunkel über den Tälern lasten, mit Blitzstrahlen der Gewalt zerreißen. Ich gehe nach Rhondda, dieser Stätte unermeßlicher Kohlenschätze, und sehe die Tausende von Arbeitern, Menschen mit herkulischen Fäusten und Muskeln, wie sie an den Mauern, Toren und Brücken hinschleudern, ziellos herumstehen auf den unbelebten Straßen oder träge sich auf Abhängen gelagert haben. Und über den Bergen in anderen Tälern das gleiche monotone Bild, die gleichen Haufen Untätiger. Leer und tot gähnen die Schachtöffnungen; schlaff und müde stehen die Gruppen, wie wenn mit dem Innehalten des sonst so unermüdlich rollenden Rades der Arbeit auch all ihre Kraft zum Stillstand gebracht wäre. Man kann nirgends diesem furchtbaren Bilde eines Volkes entgehen, dessen Lebensmächte gelähmt sind ;stets drängt sie sich uns auf, diese gespenstische Nachtvision eines lebendigen Todes. Man mag jeden Fels in diesem Kohlengebiet lieben, wie ich es tue, man mag mit den Bergleuten sympathisieren oder nicht, nirgends kann man dem Alp der Verödung entgehen, wenn man dies träge Land durchwandert. Die Stimmung drückt auf das Gehirn; sie schaltet jedes Denken aus und man möchte in den qualvollen Schrei ausbrechen: „Herr Gott befreie uns davon!“ Zwei Wochen in den Tälern von Süd-Wales sind jetzt wie eine Ewigkeit in Dantes Hölle. Es ist das niederdrückendste Gefühl stummer Verzweiflung, das sich die schwermütigste Phantasie nur vorstellen kann. Keine Fensterscheibe ist bisher zerbrochen worden, aber die Grabesruhe, die über den Tälern liegt, ist natürlich. Diese Menschen haben heißes wallisisches Blut in ihren Adern, und wenn ihre Leidenschaften aufgepeitscht werden durch Hunger oder durch das Bewußtsein ihrer Niederlage, dann werden alle Hemmungen, die sie heute noch zurückhalten, verfliegen wie der Wind. Ueberall mahnen sie ihre Führer an die Pflicht der Friedfertigkeit, aber überall grollt eine dumpfe Unterströmung der Erbitterung und des Aufruhrs. Ein Vulkan scheint unter ihren Füßen zu dröhnen. Möge alles nur ein Alp sein, nur ein dunkles nächtliches Gespenst, wie es jeder jetzt empfinden muß im Kohlenrevier von Süd-Wales!“

Friedrich der Große und der Schnupftabak.

Bekanntlich war der alte Fritz ein starker Schnupfer u. diese Leidenschaft hielt bis ins hohe Alter an, ja sie verschlimmerte sich mit den Jahren. Hatte der junge König stets auf eine elegante, saubere Kleidung gehalten, so war von dieser Akkuratesse in späteren Jahren nichts mehr zu bemerken. Der König trug ständig die Uniform seines Leib-Garde-Bataillons. Ursprünglich befand sich auf dem Rock reiche Stickerei; dann fiel diese fort, und in den letzten Lebensjahren konnte sich der greise Monarch von dem einmal getragenen Kleidungsstück durchaus nicht mehr trennen. Geflickt und abgeschabt, hüllte die Montur den immer gebrechlicher werdenden Leib dieses Helden ein. So einfach der alte Fritz aber, was seine Person betraf, in jeder Hinsicht auch war, für kostbare Schnupftabaksdosen hatte er eine Schwäche, und scheute er dafür keinen Preis. Stets trug er zwei außerordentlich wertvolle Exemplare bei sich, und ein halbes Dutzend dieser Dosen stand auf den Tischen seines Arbeitszimmers umher. Auf- und abgehend nahm er dann hier und da eine so gewaltige Prise aus der zunächststehenden Dose, daß die Hälfte des scharfen Spaniols zerstreut wurde und teils auf die Weste fiel, teils sich in kleinen Stäubchen in der Luft verteilte, so daß fast niemand, ohne zu niesen, längere Zeit in der Nähe des Königs verweilen konnte. Diese Daten entnehme ich den Aufzeichnungen eines verdienten Offiziers, der den alternden König vielfach zu sehen Gelegenheit hatte. Sie werden bestätigt durch die Niederschrift des Grafen Segur, der über den König schrieb: „Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Knie hinaufreichenden langen Stiefel, seine mit Schnupftabak bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch imponierendes Ganzes.“ Beim Tode Friedrichs 2. wurden 130 Dosen vorgefunden, die einen Wert von 1 300 000 Talern repräsentierten. Einige waren für 10 000 Taler vom Könige gekauft worden, die einfachste hatte 2000 Taler gekostet. Daß das leidenschaftliche Schnupfen der Gesundheit des Königs nicht zuträglich war, liegt auf der Hand.

Das Eisenbahnunglück bei Wittenberge.

Bei dem neulichen Unglück ist der Postzug 6067, der von Hamburg kam, wie amtlich gemeldet wird, infolge Ueberfahrens des Einfahrtssignals auf dem Bahnhof Wittenberge gegen den nach Lüneburg ausfahrenden Kohlenzug 6994 aufgefahren, und zwar an derselben Stelle, an der sich vor kurzer Zeit ebenfalls ein Zusammenstoß ereignete. Es wird von dem Lokomotivpersonal des von Hamburg kommenden Zuges behauptet, daß im gegebenen Augenblick die Bremse versagt hätte, und da in der letzten Nacht klares und helles Wetter herrschte, so ist in der Tat nicht anzunehmen, daß die Signale überfahren worden sind. Der Anprall war außerordentlich stark, die Trümmerstätte bietet ein wüstes Bild. Die beiden Lokomotiven stehen Stirn an Stirn und sind aus dem Gleise gedrückt. Güter- und Packwagen liegen hoch aufgetürmt neben dem Gleise, soweit sie nicht verbrannt sind. Auf der Trümmerstätte machte sich ein furchtbarer Geruch bemerkbar, der von den in den Viehwagen eingeschlossenen und verbrannten Schweinen herrührt. 22 tote Schweine lagen um die Mittagszeit noch am Bahndamm, die verwundeten Tiere sind schon am Morgen nach dem städtischen Schlachthof gebracht worden. Ein Bahnbeamter, der den Unfall mit angesehen hat, gibt folgende Schilderung: Mit Schrecken bemerkte ich beim Uebergang der Perleberger Straßen gegen 2½ Uhr morgens, daß der Postzug das Einfahrtssignal überfuhr. Wenige Sekunden später war das Unglück geschehen. Ein furchtbarer Zusammenprall erfolgte. Ich sah, wie die Wagen sich aufeinander und ineinander schoben und die Lokomotiven und Wagen auf die Seite geschoben wurden. Es trat ein Moment der größten Stille ein, bis das Geräusch des ausströmenden Dampfes die Stille der Nacht unterbrach. Dann drang aus den Wagen das betäubende Geschrei der eingeschlossenen Tiere, die bei lebendigem Leibe verbrannten. Kurze Zeit darauf begann der ganze Zug zu brennen. Ich war der erste Retter, der an der Unfallstelle erschien. Aber wo ich beginnen sollte, das wußte ich selbst nicht. Kopflos stand ich vor diesem Gewirr brennender und rauchender Trümmer. Bald darauf trafen vom Bahnhof her Rettungsmannschaften und Aerzte ein, die da Rettungswerk tatkräftig begannen. Der Führer des Hamburger Zuges, der allem Anschein nach das Signal überfuhr, ist der Lokomotivführer Ernst Knaak aus Wittenberge. Er kam mit leichten Kopf- und Beinverletzungen davon.

Ein 72jähriger als Brandstifter.

Ein 72 Jahre alter Greis, der einst bessere Tage sehen hat, ist von dem Schwurgericht Elbing auf drei Jahre ins Zuchthaus geschickt worden, und zwar wegen Brandstiftung. Es handelte sich um den Stellmacher Schipnewski aus Konradswaldau, der in früheren Jahren Gemeindevorsteher gewesen war und sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Vor etwa zwei Jahren zog er in das Haus einer Frau Retzmann, das sonst noch von einigen Arbeitsleuten bewohnt wurde. Bald aber kam es zwischen der Frau Retzmann und dem Angeklagten zu Zwistigkeiten. Die Schuld hieran soll Schipnewski treffen, da er sehr unverträglich gewesen sein soll. Schließlich erwirkte die Frau Retzmann einen Gerichtsbefehl, daß der Angeklagte das Haus zu räumen habe. Daraufhin machte der Angeklagte einige verdächtige Aeußerungen, daß etwas geschehen werde, wenn man ihn mit Gewalt aus dem Hause treibe. Als nun der Gerichtsvollzieher erschien, um die Räumung der Wohnung durchzusetzen, eilte der Angeklagte nach dem Boden, und bald darauf schlugen Flammen zum Dache heraus. Das Haus brannte ab samt den armseligen Habseligkeiten seiner Bewohner. In der Beweisaufnahme wurde der Angeklagte von verschiedenen Zeugen schwer belastet. Der medizinische Sachverständige gab zwar sein Gutachten dahin ab, daß der Angeklagte erblich belastet und daher geistig minderwertig sei. Die Geschworenen bejahten aber dennoch die Schuldfrage nach vorsätzlicher Brandstiftung, worauf der Gerichtshof das eingangs erwähnte Urteil fällte.

Eine Rettung Friedrichs des Großen aus schwerer Gefahr.

Im Siebenjährigen Kriege befand sich bekanntlich Friedrich der Große in einer schweren Gefahr, durch den Verrat des berüchtigten Barons Warkotsch auf Woiselwitz in Schlesien, von den Oesterreichern gefangen genommen zu werden. Das „Militär-Wochenblatt“ brachte darüber jüngst sehr ausführliche neue Mitteilungen. Am 8. November hatte König Friedrich auf dem Schlosse des Barons Warkotsch Aufenthalt genommen. Einem Diener des Barons namens Kappel war es aufgefallen, daß sein Herr sehr viel schriftlich mit dem Grafen Wallis verkehre und am 28. November 1761 öffnete er auf Anraten seiner Frau einen Brief an Wallis, aus dem ganz deutlich hervorging, daß der König verraten werden sollte. Er begab sich nun mit einer Abschrift des Briefes sofort in das Hauptquartier. Hier band er sein Pferd vor der Tür des Königs an und wollte sich geradewegs in das Zimmer des Königs begeben, wurde aber von der Leibwache abgewiesen, die ihn zu dem Generaladjutanten Krusemark schickte. Diesem übergab er seinen Brief, der sich sofort zum König begab. Kappel wurde nun augenblicklich zum König geholt und mußte ihm genau berichten, wie lang der Briefwechsel schon gedauert habe und was in der letzten Nacht vorgegangen sei. Schließlich fragte er, ob Kappel katholisch sei, was dieser bejahte. „Und Euer Herr lutherisch?“ — „Ja, Euer Majestät!“ — „Seht“, sagte der König, „es gibt unter allen Religionen ehrliche Leute und Schelme. Die Sache kommt nicht von Euch selbst, Ihr seid ein bestimmtes Werkzeug für mich, von einer höheren Hand abgesandt. Ich werde Euch vor der Hand recht gut aufheben lassen.“ Kapitän von Rabenau vom Dragonerregiment Zastrow wurde nun mit 80 Dragonern nach Schönbrunn gesandt, um Warkotsch zu verhaften. Er traf den Baron bei Tisch im Schlafrock an. Baron Warkotsch zeigte sich sehr bereitwillig, mitzugehen und ließ den Wagen vorfahren. Inzwischen hatte er aber sein bestes Pferd gesattelt und war durch allerlei Schliche entflohen. Auch sein Mitschuldiger, Kuratus Schmidt, der gleichfalls von den Soldaten angetroffen wurde, konnte durch die Leichtgläubigkeit der Mannschaften entfliehen. Die Breslauische Oberamtsregierung führte die Untersuchung und erkannte am 22. März dahin, daß Warkotsch und Schmidt des Verrates schuldig befunden worden seien. Warkotsch sei lebendig zu vierteilen, Schmidt erst zu enthaupten und sein Körper dann ebenfalls zu vierteilen. Bis zu ihrer Ergreifung, die niemals erfolgte, sollte das Urteil an ihren Bildern vollzogen werden, was in Breslau auf dem Salzringe am 11. Mai 1762 geschah. Warkotsch war nach Ungarn entflohen, wo er kümmerlich von einem österreichischen Gnadengehalte lebte und in Raab starb. Schmidt war spurlos verschwunden. Kappel erhielt zur Belohnung eine Anstellung als Hegemeister. Rabenau, der den Baron hatte entfliehen lassen, wurde vom Kriegsgericht mit Arrest bestraft und seine Dragoner längere Zeit im Avancement zurückgesetzt.

Der Berliner Witzbold auf Reisen.

In einem kleinen Flecken in der Nähe von Vilsbiburg im bayrischen Regierungsbezirk Niederbayern hing auf dem Korridor eines alten Hauses ein unscheinbares Bild. Als nun einmal ein Berliner Reisender in das kleine Nest verschlagen wurde, meinte er zu den Leuten, das Bild werde sicher einen hohen Wert haben, man möge es zur Abschätzung nach Berlin senden; er gab auch gleich die Adresse eines angeblich sehr tüchtigen Kunsthändlers an. Der Rat wurde befolgt und das Bild wanderte nach Berlin. Nach einigen Tagen kam es zurück mit dem Vermerk des Kunsthändlers, daß es unter Brüdern seine 350 000 Mark wert sei. Nun entstand zwischen den beiden Parteien, die das Haus bewohnten, ein Streit, wem das Stück gehöre. Die eine Partei hatte bald den ganzen Flecken auf ihrer Seite, denn sie versprach, im Falle des Obsiegens in dem Rechtsstreite der Gemeinde 50 000 Mark zu stiften und ein großes Freudenfest zu veranstalten. Da eine gütliche Einigung nicht erzielt werden konnte, suchten beide Parteien Rechtsanwälte auf und betrauten sie mit der Führung des Zivilstreites. Die Herren Rechtsanwälte waren aber vorsichtig. Sie ließen sich das Bild aushändigen und schickten es zunächst einmal an einen ihnen persönlich bekannten Kunsthändler in München. Auch diesmal kam das Bild prompt zurück, aber mit der niederschmetternden Mitteilung, daß es höchstens 30 Mark wert sei. Der Berliner Reisende hatte sich im Verein mit einem Berliner Bekannten einen Scherz geleistet. Dafür darf er sich in seinem Leben nicht mehr am Schauplatz seines Witzes blicken lassen.

Schiffszusammenstoß im Kanal.

Die letzte Fahrt vor dem Abbruch sollte der alte englische Indiendampfer „Oceana“ machen, der mit dem deutschen stählernen Viermaster „Pisagua“ im Kanal zusammengerannt und gesunken ist. Die Reisenden und die Mannschaften flüchteten in die Rettungsboote. Vielen gelang es, das schützende Ufer zu erreichen. Sie kamen in London in ihren Nachtkleidern, über die sie Schals und Halstücher geworfen hatten, an. Das erste Boot mit 17 Insassen ging jedoch unter; ebenso kamen sieben Personen bei dem Zusammenstoß um. Mit dem Schiffe sind an 15 Millionen Geld in Gold und Silber verloren. Der Betrag war aber versichert. Aus den Erzählungen der Passagiere geht hervor, daß der Zusammenprall furchtbar heftig gewesen sein muß. Alle stürzten so, wie sie sich hingelegt hatten, an Deck; dort wurden sofort Rettungsgürtel verteilt. Die Szene in der Dunkelheit war schauerlich. Das Heulen der Sirenen, das Blitzen der Notraketen und die in das sinkende Schiff stürzenden Wassermassen wirkten schreckenerregend.

Pariser Bühnensterne über den Schnurrbart.

Sieht ein Mann mit Schnurrbart oder Bart besser aus als ein glattrasierter Herr? In dieser Frage sind die Damen zuständig, und der „Matin“ hat daher die bekanntesten Pariser Schauspielerinnen und Bühnenschönheiten über diese ästhetische Kulturfrage interviewt. Die Umfrage ergibt eine überraschende Majorität für den glattrasierten Mann. Yvonne de Bray erklärt lakonisch: „Es gibt kein Zögern: weder Bart noch Schnurrbart. Der Mann soll sich glatt rasieren.“ Auch die Polaire ist dieser Ansicht: „Der Bart und der Schnurrbart mögen sich für Männer eignen, denen ein böses Schicksal eine häßliche Mundform oder häßliche Zähne verliehen hat. Mein Geschmack? Keinen Bart, keinen Schnurrbart.“ Nelly Cormon äußert sich: „Wie die Männer ihren Bart tragen sollen ? Ich habe nur mein Urteil gebildet. Es wäre für sie am vorteilhaftesten, ihren Bart auf dem Kopfe zu tragen.“ Die „Königin der Operette“, Mlle. Mealy, will ebenfalls vom Schnurrbart nichts wissen: „Ich mag weder Bart noch Schnurrbart leiden. Alle Männer sollten glatt rasiert sein.“ Und Marcelle Yrven meint: „Das hängt nicht von der Mode ab, das ist eine Frage des Geschmacks. Seien Sie überzeugt, die Männer sind ebenso eitel wie die Frauen, und wissen sehr gut, was ihnen steht. Trotzdem glaube ich, daß die glatt rasierten Männer bei den Frauen immer mehr Erfolg haben.“ Für den Schnurrbart hat sich nur Jeanne Marnac ausgesprochen, aber auch sie nur mit Vorbehalt: „Bart? O nein, nur keinen Bart. Meinetwegen einen Schnurrbart, aber er muß sehr fein und weich und parfürmiert sein. Alle Frauen werden mich verstehen.“

Wage des Kampfes immer noch unentschieden hin und her. Da — am Abend des 29. Oktober, gerade als die letzten Sonnenstrahlen die mageren Stämme des Birkenwäldchens beim Kaiserlichen Hauptquartier mit Purpur säumten — erfüllte ein furchtbares Getöse die Ebene, über die sich schon das düstere Schweigen des Todes gesenkt zu haben schien. Unter einem betäubenden Artilleriefeuer stürmten 50 000 Afrikaner heran, todesverachtend, hinter sich eine breite Gasse von Leichen lassend. Wie die Teufel stürzten sie unter wildem Schlachtgeschrei vorwärts. Alles brach vor ihnen zusammen, ja sogar manche Bataillone machten, machten, von Schrecken ergriffen, Platz, um diesen Dämonen des Krieges freie Bahn zu lassen.

Und während sie sich durch die von Schauder erfaßten deutschen Schlachtlinien hindurch den Weg bahnten, rückten hinter ihnen 50 000 Engländer, wie zur Parade geordnet und durch ihre Artillerie unterstützt, vor, um die Massen vollends zu vernichten, die durch den Einbruch der Afrikaner niedergeworfen worden waren.

Der Sturm drang in Richtung auf das kaiserliche Hauptquartier vor.

Der Kaiser stand vor seinem gepanzerten Haus und sah ihn herannahmen.

Wie Napoleon bei Eylau konnte er sagen: „Wollen wir uns durch dieses Volk da verschlingen lassen?“

Und die kaiserliche Garde trat an. Sie warf sich zwischen ihren Kriegsherrn und den Angriff der Afrikaner mitten in die Bresche; großartig war die Haltung der tapferen Grenadiere!

Aber — da wiederholte sich die Ueberraschung aus der Schlacht an der Ourthe.

Gerade unter den letzten Abendstrahlen dieses trüben Herbsttages tauchten die ungeheuerlichen Nachtvögel am Horizont im Westen auf.

Ihre Schwärme fegten über das Schlachtfeld. Pfeifend, sausend jagten sie durch die Luft. Hageldicht sandten sie ihre verderbenbringenden Sprenggeschosse herab zur Erde, wo sich Tod und Vernichtung ausbreiteten, wo unter dem Krachen der Sprengladungen alles zugrunde ging.

Eines dieser Flugzeuge von größter Bauart mit gewaltigem Sporn und einer Geschwindigkeit von 200 Kilometern in der Stunde schleuderte sein Sprenggeschoß gerade in das Birkenwäldchen hinein, gleich wie ein Raubvogel sich auf die Berglehne herabstürzt, wo sein Opfer weidet.

Und unter dem furchtbaren Krachen der zerschmetterten Stahlplatten und der umherfliegenden Sprengstücke . . .

(Nach der Ueberzeugung des Uebersetzers ist es nicht statthaft gewesen, die nächsten Zeilen, die die Vernichtung des ganzen kaiserlichen Hauptquartiers schildern, hier in der Uebertragung wiederzugeben.)

Der Lebegreis. „Ihre Braut soll ja ein kolossales Vermögen haben, Herr Baron?“ — Kavalier (schon ziemlich bejahrt und gebrechlich): „Allerdings! Fürchte aber — ich werde es nicht mehr ganz aufbrauchen können!“

Verdächtiger Umstand. „Hören Sie mal, Herr Fleischermeister, Sie haben fast jede Woche einen anderen Gaul vor ihrem Fuhrwerk — das müssen Sie doch aus Geschäftsinteresse vermeiden!“

Familien-Freund

Jetzt rührt man 100 Gramm Butter weich, gibt 6 Eidotter, 100 Gramm Zucker, etwas abgeriebene Zitronenschale und den abgeklopften Reis dazu und mischt zuletzt 2—3 geschlagene

„Nun, Herzkönig und Herzdame geben doch ein Paar!“ meinte er lachend. — — — Sie senkte den Kopf noch tiefer, und die Beilchen zitterten in ihrer Hand.

„Nun, Herzkönig und Herzdame geben doch ein Paar!“ meinte er lachend. — —

Sie senkte den Kopf noch tiefer, und die Veilchen zitterten in ihrer Hand. —

„Ich bin ja ein armes Mädchen — Herr!“ sagte sie leise. —

„Und ich bin ein Künstler!“ antwortete er. „Das heißt: — ein Mensch!“ — — —

* * *

Nach acht Tagen etwa bekam Frau Blauweißchen in einem Brief sorgfältig verpackt einen harten Taler zugeschickt. Es war kein Wort dazu geschrieben, nur zwei Karten lagen dabei — Herzkönig und — Herzdame.

Frau Blauweißchen lächelte befriedigt. In solchen Angelegenheiten besaß sie ein sehr feines Begriffsvermögen.

Vor Freude trank sie den Kaffee noch etwas süßer als sonst und leistete sich ein Stückchen von ihrem Sonntagskuchen!

Ja — die Herzblättchen!

Auf leisen Pfoten glitt ihr dicker, schwarzer Kater schnurrend um den warmen Herd. —

In der Wand hörte sie etwas zirpen — das waren wohl gar Heimchen — Glücksbringer?

Wieder und wieder sah sie die beiden Karten an und nickte vor sich hin. „Ja — ja!“ murmelte sie entzückt: „Meine Herzblättchen!“ — — —

Aus unserm Kochbuch.

Von Laura Vincent.

Mehlspeisen.

Weißbrotauflauf. 9—10 harte Brötchen (Semmeln) werden gerieben oder durch die Maschine getrieben, 6 Eidotter verrührt man mit ¾ Liter Milch, 6 Eßlöffel Zucker und etwas abgeriebener Zitronenschale, gießt dies über die geriebene Semmel und läßt es eine Viertelstunde ziehen. Dann mischt man 1 Eigroß zerlassene Butter und den Schnee der Eier darunter und bäckt die Masse in einer mit Butter geschmierten, mit Semmelmehl bestreuten Form ca. ¾ Stunden. Man serviert den Auflauf in der Form. Nach Belieben kann man auch 120 Gramm Rosinen darunter mischen.

Grießeierkuchen. 125 Gramm Grieß läßt man in ¾ Liter kochender Milch mit 100 Gramm Butter, 1 Messerspitze Salz, 100 Gramm Zucker und der abgeriebenen Schale einer Zitrone ausquellen. Nachdem die Masse erkaltet ist, rührt man 8 Eidotter sowie den festen Schnee der Eier darunter. Nun bäckt man in einer Omelettepfanne auf sehr langsamem Feuer 2 Eierkuchen, legt den einen auf eine runde Platte, bestreicht ihn mit irgendeiner Marmelade und legt den anderen darauf. Mit Zucker bestreut servieren.

Sago-Auflauf. 200 Gramm Sago wird abgebrüht, mit ¾ Liter Milch übergossen und darin weichgekocht, bis er sich von der Kasserolle loslöst. Nun rührt man 90 Gramm Butter zu Sahne, gibt nach und nach 5 Eidotter, 90 Gramm Zucker, etwas abgeriebene Zitrone, den ein wenig abgekühlten Sago und zuletzt den festen Schnee der Eier darunter. 1¼ Stunde backen.

Reisauflauf. 1 Liter Milch wird über 200 Gramm gebrühten Reis gegossen, und dann kocht man ihn weich. Jetzt rührt man 100 Gramm Butter weich, gibt 6 Eidotter, 100 Gramm Zucker, etwas abgeriebene Zitronenschale und den abgekühlten Reis dazu und mischt zuletzt 2—3 gestoßene Zwiebäcke, 100 Gramm Rosinen und den festen Schnee der Eier hinzu. In gut gebutterter Form bäckt man den Auflauf eine gute Stunde.

Kunst und Wissen.

Mehrlingsgeburten. Der bekannte holländische Gelehrte Professor Treub hat unlängst eingehende Studien über Mehrlingsgeburten beendet und seine Erfahrungen in einer Broschüre zusammengestellt, die nicht nur den Mediziner, sondern auch den Volkswirtschaftler in hohem Grade interessieren dürfte. Ein umfangreiches Material hat dem Verfasser zur Verfügung gestanden, so daß er die auf diesem Gebiete vorausgegangenen Arbeiten von Bertillon, Dubois und Veit in bemerkenswerter Weise ergänzen und berichtigen konnte. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß Treub bei seinen statistischen Feststellungen zu anderen Resultaten gelangt als die genannten Forscher. So ist das Verhältnis der Zwillingsgeburten zu Einzelgeburten nach Dubois 1 : 78 und nach Veit 1 : 89, während Treub auf 11847 Geburten in der Leidschen Klinik 212 Zwillinge, also eine Verhältniszahl von 1 : 54 oder 18,4 Prozent fand. Bertillons Ziffern waren bedeutend niedriger; er bezeichnete seine Resultate mit 10 Prozent für Frankreich und 13 Prozent für Ungarn als Maximum. Was die Drillingsgeburten betrifft, so berechnete sie Dubois mit 1 : 6209, Lachapelle mit 1 : 7481, während Bertillon für Frankreich 1 : 8570, für Irland 1 : 4895 und für Rußland 1 : 4045 angibt. Treub fand unter der oben angegebenen Zahl von 11847 Geburten 4 Drillinge, mit anderen Worten etwa 1 : 3000. Die große Abweichung in den Ergebnissen kommt zum Teil daher, daß man mangels allgemeiner Beobachtungen mit zu kleinen Zahlen rechnen mußte. Vierlinge sind natürlich sehr selten. Bertillon fand einen Fall unter 121 082, Veit einen unter 371 126, Bertillon im Durchschnitt in der Zeit von 1825 bis 1898 einen unter 657 253 Beobachtungsfällen. Bei solcher Abweichung erscheinen die Resultate allerdings ziemlich illusorisch. Fünflingsgeburten sind nach den Aufzeichnungen von Blecourt und Nijhoff überhaupt nur 29 einwandfrei nachgewiesen, Sechsgeburten nur in zwei Fällen, und nach Treub gibt es sogar einen — allerdings nur einen einzigen — Fall von Siebenlingen! Ferner teilt Treub die interessante Tatsache mit, daß ein Mann in zwei Ehen nicht weniger als 87 Kinder zeugte, nämlich von der ersten Frau viermal Vierlinge, siebenmal Drillinge und 16mal Zwillinge. Bei der zweiten Frau waren es zweimal Drillinge und sechsmal Zwillinge. Hier lag anscheinend eine besondere Abnormität vor.

*

Humor.

Nicht gelogen. Müller und Schmidt hatten eine sehr erregte Diskussion, in deren Verlauf Müller plötzlich ausrief: „So, also dann bin ich ein Lügner!“

„Im Gegenteil, lieber Freund, du hast soeben die Wahrheit gesprochen.“

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Das Jubiläum.

Erzählung von Karl Orth.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wenn Sie Ihre — Ihre Verfehlung auf solche Art entschuldigen könnten, Herr Kollege — —“

„Entschuldigen — nein! — Wer sagt Ihnen, daß ich die Absicht habe, sie zu entschuldigen? Aber damit Sie nicht weiter in Versuchung kommen, mir aus gutem Herzen beizustehen, will ich Ihnen mit wenigen Worten die Geschichte meiner — wie Sie es so wohlwollend nennen — Verfehlung erzählen. Ich habe das Geld nicht für mich — nicht für meinen persönlichen Gebrauch unterschlagen — das ist wahr. Denn für mich und meine kleine Familie bin ich allezeit mit meinem Gehalt reichlich ausgekommen. Aber ich hatte einen Freund — einen lieben, prächtigen Jungen, der schon in der Schulzeit mein bester Kamerad gewesen war und der mir während meiner harten Jünglingsjahre treu wie ein Bruder zur Seite gestanden hatte. Und nicht mir allein, sondern auch meinen von schweren Schicksalsschlägen heimgesuchten armen Eltern hatte er sich damals hilfreich erwiesen. Er hatte sie geradezu vor dem Untergange gerettet, und wenn ihm das geliehene Geld auch später zurückerstattet werden konnte, so war meine Dankesschuld damit doch nicht getilgt, und ich schätzte mich glücklich, als ich ihm später, nachdem er das eigene Vermögen an einem verunglückten Unternehmen bis auf den letzten Pfennig verloren, eine leidlich gute Anstellung bei der Firma Wöllwarth verschaffen konnte, der ich selber damals schon seit neun Jahren rechtschaffen diente. Seine liebenswürdige Persönlichkeit hatte ihm bald das Wohlwollen des alten Herrn Wöllwarth gewonnen, und er schenkte ihm rückhaltloses Vertrauen. Bei bescheidenen Ansprüchen wäre mein armer Freund bis an das Ende seines Lebens wohlgeborgen gewesen. Aber er hatte unglücklicherweise nicht gelernt, seine Ansprüche an das Leben den veränderten Verhältnissen anzupassen. Er glaubte vieles von dem nicht mehr entbehren zu können, daran er sich in besseren Tagen gewöhnt hatte. Und so geschah es, daß er auf die abschüssige Bahn geriet, auf der es nachher für den Gleitenden keinen Halt mehr gibt. Eines Abends kam er als ein Verzweifelnder zu mir, als ein Mensch, der nur noch den Tod als rettenden Ausweg vor sich sah, wenn ihm nicht Hilfe wurde. Er gestand mir, daß er sich seit langem in den Händen von Wucherern befinde und daß er, von ihnen gedrängt, zuletzt seine Zuflucht zu einer Fälschung genommen habe, um sich Geld zu verschaffen. Jetzt standen Entdeckung und Anzeige vor der Tür, sofern er nicht innerhalb weniger Stunden die erschlichene Summe zu ersetzen vermochte. Zugleich aber hatte sich ihm die Hoffnung aufgetan, binnen kürzester Frist durch eine aussichtsreiche und anscheinend ganz gefahrlose Spekulation das Zweifache von dem zu erwerben, was er jetzt auf der Stelle haben mußte. Was soll ich Ihnen viel erzählen von dem, was in jener Nacht zwischen uns gesprochen und erwogen wurde! Ich dachte an alles, was er für mich und für meine verstorbenen Eltern getan — ich sah seine Not und seine Verzweiflung — und ich gab ihm mein Wort, daß er das Geld am nächsten Morgen erhalten sollte — nicht aus meinen eigenen Mitteln, denn ich besaß kaum so viele hunderte als er tausende haben mußte — aber aus der mir anvertrauten Kasse. War ich doch gleich ihm ganz sicher, daß die von mir entwendete Summe innerhalb weniger Tage voll erstattet sein würde. Und während dieser kurzen Zeit hatte ich keine Entdeckung zu fürchten, denn man schenkte mir ja ein unbegrenztes Vertrauen. Nach dem bei der Firma schon damals eingeführten Geschäftsgebrauch sollte ein eiserner Bestand von vierzigtausend Mark für die Auszahlung der Löhne und die laufenden Ausgaben jederzeit in der Kasse bereitgehalten werden. Es war das eigentlich eine Marotte des alten Herrn Wöllwarth, denn die Summe ging weit über das Bedürfnis hinaus. Meiner verbrecherischen Absicht aber kam diese Marotte trefflich zustatten, denn ich brauchte keinerlei Fälschungen in den Büchern vorzunehmen, um meine Tat zu verschleiern. Die täglichen Zahlungen konnten anstandslos geleistet werden, auch wenn die mir zur Verfügung stehenden flüssigen Mittel um vieles geringer waren, als sie buchmäßig sein sollten. Aber die Unterschlagung mußte freilich auch bei der ersten Kassenrevision entdeckt werden, da ja der vorhandene Barbestand nicht mit den richtig geführten Büchern übereinstimmte. Davor indessen hegte ich, wie ich schon sagte, bei der Begehung meiner Tat keine Furcht. Denn eine Revision wurde nur am Schlusse jedes Vierteljahrs durch Herrn Wöllwarth vorgenommen, und dieser Termin war noch so weit entfernt, daß das Defizit meiner Ueberzeugung nach bis dahin längst ausgeglichen sein würde. Ich hielt also mein dem Freunde gegebenes Wort und besiegelte damit mein Geschick. Denn die Spekulation, auf deren Gelingen wir so felsenfest gebaut hatten, schlug vollständig fehl. Und weder mein unglücklicher Freund noch ich selbst hatten irgendwelche Hilfsquellen, die uns in den Stand gesetzt hätten, die gestohlenen zwanzigtausend Mark

zu erstatten. Da warf der andere die Flinte ins Korn und machte seinem verfehlten Leben ein gewaltsames Ende. Sie können sich denken, wie groß für mich die Versuchung war, seinem Beispiel zu folgen. Aber ich hatte Weib und Kind und ich durfte außerdem nicht an mich, sondern einzig an die Verpflichtung denken, die ich dem Bestohlenen gegenüber hatte. So begann ich denn das Leben der Lüge, das ich zwölf Jahre hindurch geführt habe und dessen würdige Bekrönung der heutige Tag gewesen ist."

Er hielt inne, erschöpft von der Anstrengung des langen Berichts und von der Qual der mit ihm heraufbeschworenen Erinnerungen. Paul Rinckleben aber, der fast während der ganzen Zeit sehr angelegentlich die Spitzen seiner Stiefel betrachtet hatte, fragte interessiert:

„Das ist mir noch nicht ganz klar. — Sie sagten ganz richtig, daß eine durch keinerlei Fälschungen verschleierte Beraubung der Kasse, wie Sie da vorgenommen, schon bei der ersten flüchtigen Revision entdeckt werden mußte. Und solcher Revisionen sind im Verlauf der langen Jahre doch sicherlich sehr viele vorgenommen worden."

„Allerdings! Und sie haben jedesmal eine volle Uebereinstimmung des Kassenbestandes mit den Büchern ergeben."

„Merkwürdig! — Wie haben Sie denn das Kunststück zuwege gebracht?"

„Als mit dem Schlusse des ersten Vierteljahrs die Prüfung bevorstand, die meine Tat an das Licht bringen und mich dem Strafrichter ausliefern mußte, kam ich in meiner Verzweiflung auf den Gedanken, mich an denselben Geldmann zu wenden, der meinem armen Freunde in seinen Nöten so oft „geholfen" hatte. Ich brauchte die Summe ja nur für einen einzigen Tag und war ganz sicher, sie ihm zurückgeben zu können, sobald die Revision vorüber war. Meine Phantasie ist nicht sehr ergiebig, und die Geschichte, die ich ersonnen hatte, um ihm mein Anliegen zu motivieren, war so abenteuerlich, daß ich sehr geneigt bin, zu glauben, er habe gleich beim ersten Male den wahren Sachverhalt klar durchschaut. Aber vielleicht gewährte ihm gerade das die Zuversicht, daß er nichts für sein Geld zu fürchten habe. Ein Schuldner, der das Schreckgespenst des Zuchthauses vor Augen hat, ist immer viel eifriger als ein anderer darauf bedacht, seine Verpflichtungen zu erfüllen. In der Folge ist zwischen ihm und mir von den Zwecken, zu denen ich regelmäßig am Ende jedes Vierteljahrs des Geldes bedurfte, überhaupt nicht mehr die Rede gewesen. Und wenn er zuweilen Schwierigkeiten machte, es mir auf die Dauer von vierundzwanzig Stunden vorzuschießen, so geschah es wohl nur, weil er damit den Betrag der Entschädigung in die Höhe schrauben wollte, die ich ihm für seine Menschenfreundlichkeit zu zahlen hatte."

„Ein ganz geniales Auskunftsmittel — das muß wahr sein. — Aber Sie sprachen vorhin, wenn ich recht gehört habe, von zwanzigtausend Mark. Und heute waren es doch nur neuntausendachthundert."

„Nun, es war doch selbstverständlich, daß ich tat, was in meinen Kräften stand, um die Schuld zu verringern. Nicht nur mir selbst, sondern auch meinem armen Kinde habe ich alle erdenklichen Entbehrungen auferlegt, um durch Ersparnisse von meinem Gehalt die gestohlene Summe abzuzahlen. Bis auf den von Ihnen heute festgestellten Fehlbetrag habe ich sie im Laufe der Jahre heruntergebracht. Und es wäre mit der Abtragung wohl noch schneller gegangen, wenn mir nicht die lange Krankheit meiner Frau Opfer auferlegt hätte, denen ich mich nicht entziehen durfte — und wenn nicht mein hilfreicher Freund seine Ansprüche zuletzt fast bis zur Unerschwinglichkeit gesteigert hätte."

„Und warum haben Sie sich nicht auch für den heutigen kritischen Tag durch seinen Beistand zu decken gesucht?"

„Ich war nicht darauf vorbereitet gewesen, daß man mich gleichsam zwingen würde, dem Kontor fernzubleiben, und dann wußte ich auch, daß ich ihn in seiner Wohnung nicht finden würde, da er auf längere Zeit verreist ist."

„So — so! — Also eine beklagenswerte Verkettung von unglücklichen Zufällen! Natürlich würde die teilweise Rückzahlung Sie im Falle einer Anzeige nicht vor Strafe bewahren. Aber kein Mensch wird Ihnen das Zeugnis vorenthalten, daß Sie sich nach begangener Tat so ehrenhaft benommen haben, als es nur immer möglich war."

„Ehrenhaft? Nein, das ist fürwahr das rechte Wort nicht. Aber daß ich schwer gebüßt habe, darf ich freilich sagen. War doch in diesen zwölf Jahren mein Dasein nichts als ein beständiges Zittern vor der Entdeckung, die irgendein geringfügiger Zufall in jeder Stunde herbeiführen konnte. Täglich, nein, stündlich war ich auf den Eintritt der Katastrophe gefaßt, die nach meiner Ueberzeugung früher oder später unabwendbar eintreten mußte. Aber um meines unschuldigen Kindes willen tat ich, was ich konnte, um sie hinauszuschieben. Ich arbeitete für zwei, um keinem anderen den Einblick in meine Kassenbücher gestatten zu müssen, und ich versäumte aus dem nämlichen Grunde keine Minute meines Dienstes. Wenn ich bis zur Lächerlichkeit ängstlich auf die Erhaltung meiner Gesundheit bedacht war, und wenn ich mich in Tagen der Krankheit mit dem Aufgebot meiner letzten Kraft in das Kontor schleppte, so geschah es in der Gewißheit, daß mein Fernbleiben gleichbedeutend gewesen wäre mit der Entdeckung meines Verbrechens. Können Sie sich vorstellen, Kollege, was es für einen schuldbeladenen Menschen bedeutet, sich um dieser vermeintlichen Pflichttreue willen feiern zu lassen, wie ich heute gefeiert worden bin? Wahrhaftig — mit einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe hätte ich mein Verbrechen nicht schwerer sühnen können, als ich es mit den Qualen des heutigen Tages gesühnt habe."

„In der Tat, diese Jubiläumsfeier und die so verschwenderisch gespendete Anerkennung unserer Herren Chefs müssen Ihnen einigermaßen peinlich gewesen sein. Es wäre ja auch recht gut denkbar, daß die Herren Wöllwarth gerade im ersten Aerger über die gröbliche Täuschung, der Sie heute zum Opfer gefallen sind, sich zur Erstattung einer Anzeige entschlössen. Um Ihrer bedauernswerten Tochter willen wäre es darum höchst wünschenswert, daß sie auch weiterhin nichts von Ihrem Fehltritt erführen."

In höchster Ueberraschung blickte Sylvester Hergenroth auf.

„Ich verstehe Sie nicht. Nachdem Sie der Unterschlagung einmal auf die Spur gekommen sind, ist es doch einfach unmöglich, sie länger geheimzuhalten."

„Ich würde durch mein Schweigen allerdings eine furchtbare Last auf mein Gewissen laden. Und alle Schätze der Welt würden mich nicht bewegen können, für einen Fremden etwas Derartiges zu tun. Sie aber, Herr Kollege, brauchten mir nicht länger ein Fremder zu sein, wenn — — doch Sie begreifen wohl, was ich sagen will."

Aber der Jubilar schüttelte den Kopf.

„Nein, ich begreife es nicht. Und ich weiß nicht, weshalb wir hier von Möglichkeiten sprechen sollen, die doch nicht eintreten können."

„Oh, Sie sollten nicht so kurzweg von der Hand weisen, was ich Ihnen da andeute. Wenn Ihr Unrecht zwölf Jahre lang verborgen geblieben ist, warum sollte es nicht für alle Zukunft verborgen bleiben können, sofern nur wir beide reinen Mund darüber halten? Und daß ich schon in meinem eigenen Interesse unverbrüchlich schweigen werde, sobald ich Ihr Schwiegersohn geworden bin, das brauche ich Ihnen doch kaum erst ausdrücklich zu versichern." (Schluß folgt.)

Denkspruch.

Wer selbst sein Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und alles untertan.

Fleming.



Eine Napoleonreliquie in Indien. Ein früherer anglo-indischer Offizier Nivett Carnac erzählt in „Notes and Quiries, wie ihm vor vielen Jahren ein Kamerad im Fort Chunar bei Benares eine kleine Oelskizze zeigte, die das Haupt Napoleons auf einem Kissen, umgeben von Wolken, darstellte. Ein auf der Rückseite aufgeklebter, schwer lesbarer Zettel besagte, daß das Bild fünf Stunden nach dem Tode des Kaisers in Gegenwart des Generals Bertrand aufgenommen sei. Der Offizier war von einem Sergeanten auf das Bild aufmerksam gemacht worden, das in einem Bazar zum Verkauf stand. Vermutlich hat die Gräfin Bertrand selbst das Bild gemalt, denn es steht fest, daß sie die Kunst ausübte und an Bord des „Bellerophon" ein Porträt des Kaisers zeichnete. Merkwürdig bleibt, wie das Stück in einen indischen Bazar kam. Aber durch den großen Aufstand im Jahre 1859 ist vieles in unrechte Hände gekommen. Vermutlich dürfte der Hergang folgender gewesen sein. Der Resident in Delhi Fraser, der kurz vor Ausbruch des Sepoykrieges ermordet wurde, war ein großer Verehrer Napoleons. Er besuchte den Kaiser auf einer Urlaubsreise in St. Helena und schenkte ihm Bücher für seine Bibliothek. Als Gegendienst sandte ihm Napoleon seine Büste von Canova und sein Kreuz der Ehrenlegion. Nach Frasers Tode kamen die Dinge in Besitz seines Nachfolgers Sir T. Metcalfe, dessen Sohn auf wunderbare Weise während der Revolution aus Delhi entkam, und die genannten Stücke wurden nach der Wiedereroberung der Stadt wieder aufgefunden. Auch das oben erwähnte Bild wird also jedenfalls Fraser gehört haben und bei der Plünderung von Metcalfes Haus abhanden gekommen sein.

*

Die Wahrsagerin.

Skizze von Elisabeth Bauck.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

„Können Sie Gedanken lesen?"

„Mein junger Herr!" erklärte Frau Blauweißchen würdevoll: „Ich sage nur, was in den Karten geschrieben steht!"

„Wohl, wohl!" meinte er lächelnd, indem er sich erhob. „Und es steht geschrieben, daß mir die Dame meines Herzens auf der Treppe begegnen wird!"

Dann zog er seine Börse und warf der Wahrsagerin einige Silbermünzen auf den Tisch.

„Danke!" murmelte Frau Blauweißchen und strich das Geld mit großer Geschwindigkeit ein.

„Das ist für heute!" sagte er gut gelaunt. „Wenn es eintrifft, bekommen Sie einen Taler!"

Frau Blauweißchen begleitete den Künstler freundlich bis zur Tür.

Als er sich zum Gehen wandte, sprach sie sanft: „Junger Herr, vergessen Sie auch den Taler nicht!"

„Nein, nein!" rief er lachend.

Dann schloß sich die Tür geräuschlos hinter ihm. — * * *

Langsam schritt der Künstler die Treppe hinab.

Im Augenblick dachte er gar nicht mal an das, was ihm Frau Blauweißchen gesagt hatte. —

Da vernahm er leise, leichte Schritte.

Die Treppe empor kam ein schlankes, schlicht gekleidetes Mädchen.

Er blieb jetzt stehen.

Nun mußte sie dicht an ihm vorüber. Wie jung sie noch war. —

In ihren Bewegungen lag so viel schüchterne Grazie. —

Er konnte in der flüchtigen Minute nicht einmal sehen, ob sie blond oder braun war — aber was tat das? Sie würde doch sein Schicksal sein — Herzdame! —

Ein wenig schwermütig sah er ihr nach, sie ging denselben Weg, den er gekommen war. —

Was würde die Wahrsagerin ihr verkünden?

Vielleicht daß ein Herr an der Treppe steht und auf sie wa[illegible] —

O diese Herzblättchen! — —

* * *

Es dauerte lange, bis sie von Frau Blauweißchen zurückkam.

Nun hatte sie ein rosiges Gesichtchen und ihre Augen glänzten.

Ob sie an den Herzkönig dachte?

Als sie im Hausflur anlangte, erschien plötzlich derselbe Herr, welcher ihr vorher auf der Treppe begegnet war.

Sie wurde sehr verlegen und senkte schüchtern den Blick.

„Wie jung sie noch ist!" — dachte er wieder und öffnete ihr höflich die schwere Tür.

„Oh, ich danke sehr — Herr!" stotterte sie.

Als sie dann auf die Straße trat, entfiel ihr ein Paketchen, welches sie in der Hand getragen hatte.

Er hob es auf.

„Oh, ich danke!" sagte sie noch einmal.

Er sah ihr in die Augen — sie waren so klar — noch Kinderaugen.

„Wohnen Sie weit, mein Fräulein?" fragte er.

„Oh, nicht so sehr — in der — Müllerstraße!" — gab sie schüchtern zur Antwort.

„Die Gegend hier ist nicht recht sicher am Abend!" meinte er: „Besonders für ein junges Mädchen. Dürfte ich Sie wohl begleiten?"

Ein großer, erschrockener Blick streifte ihn.

„Ich — ich — weiß nicht!" stammelte sie unschlüssig: „Der Weg ist ja nicht weit!"

„Aber ich tu' Ihnen doch kein Leid: sagte er leise. —

Verschämt senkte sie das Köpfchen, und er ging neben ihr her. —

Der Abend war grau, und die Straßenlaternen leuchteten rot durch den Nebel. —

Als sie an einem Blumenladen vorbeikamen, ging er hinein und kaufte einen Veilchenstrauß für sie.

Schüchtern nahm sie die duftende Spende an — die erste — die ihr ein Mann bot. —

„Blumen sind jetzt so teuer!" sagte sie: „Sie hätten das Geld nicht ausgeben sollen!"

„Oh, für meine kleine Herzdame ist mir nichts zu teuer!" versicherte er warm.

„Herzdame!" stotterte sie und wurde rot: Dann sind Sie — mein — Herzkönig! Der Wahrsagrin sagte" — Verwirrt brach sie ab.

Seine Blicke hingen an ihrem kindlichen Gesicht.

„Sie hatte recht — die Wahrsagerin!" sprach er sinnend. Nur nach dem Ende habe ich sie leider nicht gefragt."

„Nach dem — Ende?" Das Mädchen sah ihn mit den Kinderaugen an.